



Österreichisches Institut für Familienforschung
Austrian Institute for Family Studies

Paloma Fernández de la Hoz

Familienleben, Transnationalität und Diaspora

Heft 21 | 2004



European Observatory
on the Social Situation, Demography and Family

MATTERIALIEN



Österreichisches Institut für Familienforschung
Austrian Institute for Family Studies

Paloma Fernández de la Hoz

Familienleben, Transnationalität und Diaspora

ÖIF Materialien Heft 21 | 2004
ISBN 3-901668-38-1



European Observatory
on the Social Situation, Demography and Family

Paloma Fernández de la Hoz
Familienleben, Transnationalität und Diaspora
Materialiensammlung des ÖIF Nr. 21, Wien, 2004
ISBN 3-901668-38-1

Eigentümer:
Europäische Beobachtungsstelle
zur sozialen Situation, Demographie und Familie am ÖIF
Medieninhaber und Verleger:
Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF)
Geschäftsführerin: Dr. Brigitte Cizek
Gonzagagasse 19/8, A-1010 Wien
Gestaltung, Layout und Grafik: Edith Vosta, 1050 Wien
Druck: Rötzerdruck, 7000 Eisenstadt

Das Österreichische Institut für Familienforschung (ÖIF) ist ein unabhängiges, gemeinnütziges Institut zur interdisziplinären wissenschaftlichen und anwendungsbezogenen Erforschung und Darstellung der Vielfalt und Veränderungen familialer Lebenswelten aus Sicht von Kindern, Frauen und Männern.

Zu beziehen bei:
Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF),
Gonzagagasse 19/8, A-1010 Wien, Tel.: +43-1-535 14 54-19, Fax: +43-1-535 14 55
e-mail: edeltraud.puerk@oif.ac.at

Inhaltsverzeichnis

| | | |
|-------|---|----|
| 1. | Einführung: Gegenstand und Fragestellung | 5 |
| | Migration und globale Mobilität | 5 |
| | Integration als komplexe Antwort | 6 |
| | Familienleben und neue Migrationsformen | 7 |
| 2. | Familien und Transnationalität | 8 |
| 2.1 | Begriffe | 8 |
| 2.1.1 | Transnationalität | 8 |
| 2.1.2 | Transnationale soziale Räume | 8 |
| 2.1.3 | Die Akteure einer Globalisierung von unten | 9 |
| 2.2 | Organisation des Familienlebens | 10 |
| 2.2.1 | Gender und Generationen | 11 |
| 2.2.2 | Entwicklung komplexer Identitäten | 13 |
| 2.2.3 | Männlich dominierte transnationale Räume | 13 |
| 2.2.4 | Migrantinnen und deren Familien | 15 |
| 2.3 | Transnationale Familien als Faktoren des sozialen Wandels | 16 |
| 2.3.1 | Leben „an zwei Ufern“ | 16 |
| 2.3.2 | Parallele Welten oder Kooperationspotenziale? | 17 |
| 3. | Diasporagemeinden | 19 |
| 3.1 | Das Konzept | 19 |
| 3.1.1 | Ein komplexes Vokabel | 19 |
| 3.1.2 | Ein — unbestrittener — analytischer Begriff | 20 |
| 3.2 | Klassische Diasporagemeinden | 20 |
| 3.3 | Neue Diasporagemeinden | 21 |
| 3.3.1 | Politische Zusammenbrüche und Flucht | 22 |
| 3.3.2 | Eine kleine Diaspora? | 23 |
| 4. | Schluss — Schwerpunkte | 24 |
| | Familienleben | 24 |
| | Kettenmigration, ethnische Gemeinden und transnationale Räume | 25 |
| 5. | Zitierte Bibliographie | 27 |

I. Einführung: Gegenstand und Fragestellung

Migration und globale Mobilität

Migrationsbewegungen sind keine neuen Phänomene in der Geschichte Europas. Ihr Charakter ändert sich aber im Zeitalter der Globalisierung, in dem es zu einem „Mobilisierungsdruck“ (Bukow 2000: 13) kommt, sodass viele Menschen die eigenen Staatsgrenzen überschreiten. Die neuen Kommunikations- und Transporttechnologien verursachen u. a. Änderungen in der Erfahrung der beiden wesentlichen Achsen des menschlichen Lebens: Zeit und Raum. Entfernungen und Distanzen werden physisch leicht überbrückbar (Kosmopolitismus), weshalb lokale Lebensräume als Referenzen für psycho-soziale Identifizierungsprozesse von Menschen aber nicht unbedingt an Relevanz verlieren. Die Menschen bewegen sich heute vielmehr im Spannungsfeld zwischen Kosmopolitismus und Lokalismus. Dies wirft die Frage nach dem Zusammenhang zwischen räumlicher Mobilität einerseits und Zugehörigkeit und Integration von Menschen andererseits auf (Pollini 2002: 35, 13).

Diese Frage wird heute im Falle der MigrantInnen als besonders brisant wahrgenommen, und zwar vorwiegend aufgrund des Charakters des Phänomens Migration sowie der Komplexität aktueller Zuwanderungsströme.

Nicht alle räumlichen Bewegungen werden als Migrationen aufgefasst. Wie Briceson und Vuorella feststellen: „The word ‘migrant’ tends to carry class connotations and is applied more readily to people that are considered economically or politically deprived.“ (Bryceson & Vuorella 2002: 7). In der gleichen Linie betonen andere AutorInnen den strukturell „erzwungenen Charakter der Migration“, um dieses Phänomen von anderen geografischen Bewegungen zu unterscheiden. (Wihtol de Wenden 1999: 15, Butterwegge 2000: 274) Internationale Migration resultiert aus dem demografischen, ökonomischen, politischen und Sicherheitsgefälle, das zwischen den Herkunfts- und Aufnahmeländern besteht (Holzmann 2004: 56).

Für viele Zugewanderte führt die Migration zu einem — geplanten oder ungewollten — dauerhaften Wechsel des Landes, was nicht nur für ihre Einzelbiografien, sondern auch für das Leben im Aufnahmeland Konsequenzen hat. Für die MigrantInnen geht es darum, die Zäsur, welche die Erfahrung der Migration in ihrer Biografie setzt, so optimal wie möglich zu überbrücken. Dies impliziert die Befriedigung materieller und psychischer Bedürfnisse. Zu Letzteren zählen die Reorganisierung des Familienlebens und der Weiterbau der eigenen Identität (Tornos 1994: 374-375, 377). Für die Aufnahmeländer geht es in der Substanz darum, ihre Integrationskraft weiterzuentwickeln, sodass MigrantInnen bzw. die aus der Migration entstehenden ethnischen Minderheiten¹, die im Land leben und immer „sichtbarer“ werden, ihren Platz in der Aufnahmegesellschaft finden.

Heute kommt es zur Koexistenz einer Vielfalt von Zuwanderungsbewegungen im EU-Raum. Migrationsbewegungen werden komplexer (Salt 2002: 7), und dies ist eine Besonderheit unserer Zeit: GrenzengängerInnen, saisonale Arbeitskräfte, Zuwanderer, die sich für einen langfristigen Wechsel des Landes entscheiden (oder entscheiden müssen), Familienangehörige, die ihren Verwandten nachfolgen, sowie auch Migrantenfamilien, die zwischen verschiedenen Ländern pendeln, verdeutlichen diese Vielfalt von Bevölkerungsbewegungen, die als Migrationen bezeichnet werden. Sie zeigt sich u. a. im Charakter und in der Hauptmotivation der Strömungen, in Alter und in Dauer von diesen, in der Zusammensetzung der Migrationsbevölkerung jedes Mitgliedslandes, in den Charakteristika der Immigrierten und auch in der Art und Weise, wie sich diese durch internationale Räume bewegen.

Diese Komplexität resultiert aus verschiedenen Faktoren: dem Herauskristallisieren eines Weltmarktes, den verschiedenen Entwicklungsprozessen der neuen Mitgliedsländer und anderer OSZE-Staaten², den Auswirkungen des Falls des Eisernen Vorhangs und der Kriege im ehemaligen Jugoslawien, nationalen Migrations- und Integrationsregelungen innerhalb der EU und dem Mitwirken von illegalen Schleppernetzen (Salt 2002: 17).

¹ Für die Definition von „Minderheit“ siehe: Heckmann, Friedrich (1992): *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation*. Stuttgart: Enke, S. 57.

² Organization for Security and Co-operation in Europe (<http://www.osce.org/general/>)

Zu diesen Faktoren kommen auch die Migrationsprojekte hinzu, die MigrantInnen je nach den eigenen Zielen und Interessen sowie nach den Rahmenbedingungen, die sie im Aufnahmeland finden, entwickeln. Aus dieser Perspektive verstehen sich die methodischen und theoretischen Schwierigkeiten, das Phänomen Migration genau zu erfassen und die politische Antwort darauf — die Integration von MigrantInnen — optimal zu gestalten.

Integration als komplexe Antwort

Die Präsenz dieser neuen³ ethnischen Minderheiten hat die Frage nach deren Integration in den Mitgliedsländern aufgeworfen. Sie sind ein notwendiger und entscheidender Faktor für die künftige Entwicklung des Kontinents. Daher ist es so wichtig, die aktuelle Vielfalt von Integrationsauffassungen zu überwinden und gemeinsame Kriterien zu entwickeln. Der Europäische Rat von Tampere (Oktober 1999) hat sich deshalb für eine „schlagkräftigere Integrationspolitik“ ausgesprochen. Die Kommission hat ihr Integrationskonzept als „staatsbürgerliche Eingliederung“ vorgeschlagen. Dabei geht es um die allmähliche Gleichstellung der MigrantInnen mit den übrigen Bürgern, und zwar bis hin zur Staatsbürgerschaft (EK 2002: 3). Integration soll darauf abzielen, „rechtmäßig ansässigen Drittstaatsangehörigen Rechte und Pflichten vergleichbar denen von EU-Bürgern einzuräumen“ (EK 2004:118-119).

Diese entschlossene Konvergenzarbeit stößt auf Schwierigkeiten unterschiedlicher Art. Zu diesen Hindernissen zählen das Vorhandensein einer zunehmenden Pluralität von Interessen und Lebensweisen, die auch im Privatbereich sichtbar werden (Malgesini-Rey 2004: 17-18). So setzt sich in den EU-Ländern eine „wachsende ethnische, kulturelle und religiöse Vielfalt“ (EK 2001: 7) durch, die in europäischen kulturellen Traditionen wurzelt und heute durch Migration und erhöhte Mobilität verstärkt wird. Die Vielfalt von Traditionen und Interessen in den Aufnahmeländern erschwert die Konvergenz in der Migrations- und Integrationspolitik. So werden in der Debatte um die Integration von MigrantInnen innerhalb der Mitgliedsländer unterschiedliche, bisweilen „gegenseitige Logiken“ spürbar (Boucher 2001: 114-127). Noch immer sind die Schritte zur Integration zögerlich. Andere Schwierigkeiten resultieren aus der Vielfalt von Migrationsströmungen selbst. Integrationspolitische Maßnahmen, die nur vor dem Hintergrund eines einzigen Migrationsmusters entwickelt werden, laufen heute Gefahr zu kurz zu greifen.

Die Brisanz der Integrationsfrage versteht sich aus sehr unterschiedlichen Gründen: Einige sind von symbolischem Charakter (die Kraft von Nation und Kultur als Orientierungs- und Identifizierungsinstanzen sowohl bei den Zugewanderten als auch bei den BürgerInnen der Aufnahmeländer), andere hängen mit dem Anliegen zusammen, unterschiedliche — ökonomische, soziokulturelle, politische — Interessen zu harmonisieren und „win-win“-Lösungen zu entwickeln, damit sowohl die Zugewanderten als auch die Angehörigen der Aufnahmegesellschaft von der Migration profitieren können (Holzmann 2004: 56). Darüber hinaus ist die Integrationsfrage komplex, da auch die Migrationsdynamik in unserer Zeit überaus komplex ist. (IOÉ & Agustí 2001: 260-261) Denn dort, wo höhere Mobilität ermöglicht wird, kommt es zu neuen, elastischeren Formen der Präsenz von MigrantInnen (Wihtol de Wenden 2001: 16).

Seit den 1980er-Jahren werden die Defizite klassischer Integrationsansätze, die Zuwanderung nur als unidirektionale Raumbewegung betrachten, allmählich deutlicher. Die übliche duale Betrachtungsweise von Integration im Aufnahmeland und Rückkehr ins Heimatland ist daher zu hinterfragen. Sie läuft Gefahr, die tief greifenden Änderungen der materiellen Lebensbedingungen der letzten 30 Jahre und neue Formen von Eingliederungsstrategien von MigrantInnen im Aufnahmeland nicht entsprechend zu berücksichtigen (Pflegerl & Fernández de la Hoz 2001: 82, 85). Daher wird es notwendig, methodische Konzepte und auch politische Integrationsansätze zu entwickeln, die dieser Vielfalt von Migrationsprojekten Rechnung tragen (Faßmann 2003: 429, 435-436).

³ Im Gegensatz zu historischen ethnischen Minderheiten wie der jüdischen oder den Roma.

Familienleben und neue Migrationsformen

Heute wird immer deutlicher, dass nicht alle Zugewanderten im Aufnahmeland bleiben oder in ihr Herkunftsland zurückkehren. Zwischen diesen beiden Alternativen entwickeln sich andere, elastischere Lebensformen: „Aux travailleurs étrangers des années de croissance a succédé l'immigré installé, mais aussi le migrant pendulaire (...) La mobilité dans tous ses états, en quelque sorte“ (Wihtol de Wenden 2002: 4). So gibt es MigrantInnen, die ihr Leben zwischen verschiedenen Räumen organisieren. Dabei geht es nicht nur um Individuen, die sich ständig zwischen verschiedenen Ländern bewegen, sondern auch um Familien, deren Mitgliedern, je nach Alter, Geschlecht oder Lebensphase, unterschiedliche Rollen und dabei auch unterschiedliche Präsenzformen zugeschrieben werden. So entstehen Migrationsprojekte in „transnationalen“ Räumen, bei denen dem Familienleben meist eine zentrale Bedeutung zukommt: Ethnische Netzwerke reichen zwar über die Migrantenfamilien hinaus, bauen aber oft sehr stark auf Verwandtschaftsbeziehungen, deren Grenzen mit jenen von Nachbarschaft und Freundschaft oft fließend sind (Boyd 1989, Heckmann 1998, Belbahri 1999).

Auf die Bedeutung des Familienlebens im Kontext der Migration wurde bereits in einigen Studien hingewiesen: Dafür sprechen anthropologische Argumente sowie spezifische Faktoren im Zusammenhang mit Migrationserfahrungen.⁴ Darüber hinaus ist die Familienmigration (familiäre Gruppen sowie Familiennachzug) heute in zahlreichen OECD-Ländern die wichtigste Zuwanderungsform (SOPEMI 2001: 15, Id. 2003: 1). Und viele Migrationsprojekte werden nur aus der Perspektive von familiären Interessen und Überlegungen verständlich; es handelt sich also um Familienprojekte, die mehrere Generationen umfassen und in eine offene Zukunft hinein gestaltet werden (Nauck 2000).

Andererseits erlebt das Familienleben im Kontext der Migration sowohl bei den Immigrierten als auch bei deren zurückgebliebenen Angehörigen tief greifende Veränderungen. Dies alles hat Konsequenzen nicht nur für die Betroffenen selbst, sondern auch für deren soziales Umfeld sowie für die Integrationsprozesse in den Aufnahmeländern (Heinz 2000: 101).

Dass der Bedeutung der Familie in der Migrationsforschung bis heute nur wenig Rechnung getragen wurde, erklärt sich aus verschiedenen Faktoren. Zu diesen zählen laut Kofman das Fehlen einer Einwanderungspolitik in den EU-Ländern sowie die Dominanz ökonomischer Ansätze, von denen aus insbesondere die Arbeitsmigration berücksichtigt und Zuwanderung vorwiegend als individuelles Unternehmen — insbesondere von Männern — betrachtet wird. So werden falsche „Dichotomien“ zwischen Ökonomischem und Sozialem, zwischen Männern als aktiven wirtschaftlichen Akteuren und Frauen als passiven Begleiterscheinungen gesetzt, als ob nur der offiziell sichtbare Arbeitsmarkt als Motor der internationalen Migration wirken würde. (Kofman 2004: 246, 248).

In der vorliegenden Arbeit wird versucht, Korrespondenzen zwischen bestimmten Migrationsprojekten in transnationalen Räumen einerseits und familiären Bedürfnissen sowie Bewältigungsstrategien andererseits zu finden. Dabei werden Schlüsselvokabel vorgestellt, durch die heute auf bestimmte Formen von Mobilität bei Familien aus der Migration hingewiesen wird. Im Mittelpunkt stehen familiäre Gruppen, und zwar insbesondere jene, die ihr Leben langfristig — d. h. über mehr als eine Generation hinweg — zwischen verschiedenen Räumen organisieren: Wo gibt es diese tatsächlich? Welcher Logik entspricht ihr Migrationsprojekt? Was bedeuten diese Eingliederungsstrategien von MigrantInnen für Integrationsprozesse, die von Einrichtungen der Aufnahmeländer in die Tat umgesetzt werden?

In einem ersten Schritt werden das Konzept Transnationalität sowie einige Studien über Migrantenfamilien analysiert, die aus dieser Perspektive der Transnationalität durchgeführt wurden. Anschließend werden das Konzept Diaspora — wie es heute in der Migrationssoziologie angewandt wird — und Diasporagemeinden untersucht.

⁴ Eine Zusammenfassung siehe in: Fernández de la Hoz, 2002: 11-13)

2. Familien und Transnationalität

2.1 Begriffe

2.1.1 Transnationalität

Basch, Schiller und Blanc-Szanton haben Transnationalität definiert „as the processes by which immigrants forge and sustain multi-stranded social relations that link together their societies of origin and settlement. We call these processes transnationalism to emphasize that many immigrants today build social fields that cross geographic, cultural, and political borders“ (Basch u. a. 1994: 6). Für sie ist die Vielfalt von Verbindungen, die MigrantInnen sowohl in der Aufnahmegesellschaft als auch im Herkunftsland unterhalten, ein wesentliches Merkmal der Transnationalität (siehe auch (Schlehe 2002).

„Transnational“ sind jene grenzüberschreitenden sozialen, ökonomischen, politischen und kulturellen Verbindungen von Menschen (Vertovec 2001: 2), durch die weder ein Staat noch eine große Einrichtung anderer Art (wie z. B. Konfession oder Konzern) vertreten ist.⁵ Aus diesen Verbindungen resultieren Netzwerke und „transnationale Räume“. Diese sind kein neues Phänomen in der Geschichte; besonders bedeutsam war diesbezüglich die Zeit des europäischen Kolonialismus (Bryceson & Vuorela 2002: 7). Typisch für heute sind aber die Intensität und die Formen der Austauschprozesse sowie die Vielfalt von Tätigkeiten, die in transnationalen Räumen stattfinden (Portes et al. 1999). Diese gewinnen im Rahmen der Globalisierung zunehmend an Bedeutung, da deren Entstehung mit der eigenen Logik der Marktwirtschaft zusammenhängt: „Instead, what common people have done in response to the process of globalization is to create communities that sit astride political borders and that, in a very real sense, are 'neither here nor there' but in both places simultaneously. The economic activities that sustain these communities are grounded precisely on the differentials of advantage created by state boundaries.“ (Portes 1998: 4-5) Dies heißt natürlich nicht, dass transnationale Räume als bewusste und explizite Antwort auf die Globalisierung entstehen.

Die neuen Kommunikations- und Transporttechnologien ermöglichen billige und schnelle Kommunikationsformen über große Distanzen hinweg sowie die rasche und billige Überwindung großer Entfernungen (Pollini 2002: 35). Diese Errungenschaften werden von zahlreichen Immigranten bereits tatsächlich in Anspruch genommen, sodass heute sehr intensive Kontakte bestehen. Viele dieser Netzwerke haben die Aufmerksamkeit der Regierungen in den Herkunftsländern der MigrantInnen geweckt, und diese versuchen, ihre Minderheiten im Ausland zu beeinflussen und zu unterstützen, was einen weiteren Hinweis auf die Bedeutung dieser transnationalen Räume darstellt (Portes 2001: 5). Pries betont auch andere Voraussetzungen für diese „Emergenz pluri-lokaler Wirklichkeiten“ (Pries 2001: 33), wie etwa die Existenz durchlässiger Grenzen. Dazu kommt das Vorhandensein stabiler ethnischen Gemeinden. Dadurch wird die Palette möglicher kultureller Antworten auf neue, durch eine Migration entstehende Lebensbedingungen erweitert (Pflegerl & Fernández de la Hoz 2001: 82, Faßmann 2003: 436-437). Ethnische Gemeinden ermöglichen stabile transnationale Räume, wie Henry am Beispiel von ökonomischen Netzwerken in der Stadt Birmingham festgestellt hat (Henry et al.: 13).

2.1.2 Transnationale soziale Räume

Pries definiert transnationale soziale Räume als „neue ‚soziale Verflechtungszusammenhänge‘, die geographisch-räumlich diffus bzw. multi-lokal sind und gleichzeitig einen nicht nur transitorischen sozialen Raum konstituieren, der sowohl eine wichtige Referenzstruktur sozialer Positionen und Positionierungen ist, als auch die alltagsweltliche Lebenspraxis, (erwerbs-)biographische Projekte und Identitäten der Menschen bestimmt und zugleich über

⁵ Portes grenzt die Begriffe „international“, „multinational“ und „transnational“ folgendermaßen voneinander ab: ersterer bezieht sich auf Verbindungen zwischen Staaten, zweiterer auf Verbindungen zwischen weit übergreifenden Einrichtungen, die in verschiedenen Ländern präsent sind — wie etwa Konfessionen oder wirtschaftliche Konzerne — und der dritte auf Verbindungen zwischen Privatpersonen (Portes, 2001).

den Sozialzusammenhang von Nationalgesellschaften hinausweist“ (Id. 1997: 34). Diese Definition birgt ein neues Paradoxon unserer Zeit: Während es zu einer Intensivierung von Verbindungen und Austauschprozessen jeglicher Art kommt, werden auch neue Differenzierungsmechanismen geschaffen. Dies gilt auch für Migrantenfamilien, bei denen Transnationalität kein abstrakter Begriff ist, sondern die sich vielmehr darum bemühen, ihr eigenes Leben inmitten neuer Rahmenbedingungen sowie Bewegungs- und Kommunikationsmöglichkeiten so optimal wie möglich zu gestalten (Glick-Schiller 1997: 122). Mit der Bezeichnung „transnationale Räume“ wird somit u. a. auch auf intensive Austauschprozesse hingewiesen, die das Leben — und das Familienleben — vieler MigrantInnen heute prägen.

Der Begriff „transnationaler Raum“ als solcher ist aber nicht unproblematisch. Zum Unterschied von anderen europäischen Ländern, in denen das entsprechende Vokabel (space, espacio, espace) nicht nur beschreibend, sondern auch symbolisch verwendet werden kann, ist „Raum“ im Deutschen eher geografisch besetzt: So können „transnationale Räume“ falsch verstanden werden, wenn damit präzise Gebiete in Zusammenhang gesetzt werden, denn transnationale Räume können sehr beweglich sein.

Das Konzept umfasst auch verschiedene Realitäten: Transnationale Gemeinden oder Familien etwa stellen nur eine Art von transnationalen Netzwerken dar. In transnationalen Räumen können sich etwa Migrantenfamilien bewegen, können Diasporas bestehen bzw. sich neu herausbilden und können auch ethnisch definierte (z. B. chinesische, indische, libanesische) Netzwerke wirken, in denen ein intensiver ökonomischer und kultureller Austausch stattfindet. Diesen verschiedenen Erscheinungsformen gemeinsam sind laut Faist eigene basale Eingliederungsmechanismen (Solidarität zur kleinen Gruppe oder zu einer Bezugsgemeinde, Bildung eines spezifischen Netzwerkes), während viele andere Faktoren, wie etwa der Charakter und die Intensität der Verbindungen, die Charakteristika der mitwirkenden Personen, die Art der Austauschprozesse usw. sehr unterschiedlich sein können (Faist 1999: 3). Diese Verschiedenheit lässt sich sogar innerhalb ein und derselben transnationalen Gemeinde feststellen, wie Ricio im Falle der Senegalesen an der Küste der Emilia-Romagna in Italien gezeigt hat (Id. 2001: 20 ff.).

Insgesamt trägt der Begriff „transnationaler Raum“ — ebenso wie der verwandte französische Begriff „réseau social“ (soziales Netz) — dazu bei, eine geschlossene und statische Auffassung von Migrationsgemeinden zu überwinden. Als analytische Konzepte müssen sie jedoch noch weiter erarbeitet und präzisiert werden (Hily & Berthomière 2004: 10). So ist etwa die oben dargelegte Unterscheidung von Portes zwischen transnationalen, internationalen und multinationalen Räumen theoretisch notwendig, um Begriffe voneinander abzugrenzen; in der Praxis aber sind ethnische Netzwerke sehr heterogen: Oft bestehen sie nicht nur aus VertreterInnen einer einzigen ethnischen Gruppe (vgl. Torres Pérez 2004: 28, 32, 35). Darüber hinaus gibt es in ihnen (zumindest wenn sie die Grenzen familiärer Kontakte sprengen) nicht nur transnationale, sondern nicht selten auch internationale bzw. multinationale Verbindungen (Pécoud 2004: 15, 17).

2.1.3 Die Akteure einer Globalisierung von unten

Pries unterscheidet vier Idealtypen internationaler MigrantInnen, je nach ihrem Verhältnis zur Herkunftsregion und zum Aufnahmeland, ihrer Motivation zur Migration und ihres Zeithorizonts. Dabei gibt es zwei Typen, die der klassischen bipolaren (vgl. Bryceson & Vuorela 2002: 6), linearen Auffassung von Migration entsprechen, und zwei andere, die innerhalb breiter Netzwerke gedacht werden und bei denen die Definition eines bestimmten Raums als Endziel offen bleibt.

Grafik 1: Idealtypen von MigrantInnen im Zeitalter der Globalisierung gemäß Pries⁶

| | | |
|--|----------------------------|---|
| Migration als Einbahnstraße | Emigranten/ Immigranten | Rückkehr-Migranten („return migrants“) |
| Migrationsbewegungen auf der Basis von Netzwerken und Kreisläufen | Transmigranten | Diaspora-Migranten |

„TransmigrantInnen“ sind laut dieser Kategorisierung Menschen, die sich dauerhaft durch verschiedene soziale Räume bewegen. Sie unterscheiden sich von Diasporamitgliedern dadurch, dass sie nicht durch den Rückbezug auf eine Einheit stiftende Instanz (ein Land, eine Religion) zusammengehalten werden. Sie grenzen sich auch nicht unbedingt von der Aufnahmegesellschaft ab. Diese Akteure einer „Globalisierung von unten“ fühlen sich mehr als einem Ort zugehörig, verwenden im Alltag meist mehr als eine Sprache und bewegen sich mindestens zwischen zwei Wohnorten, ohne diesen Zustand als vorläufig aufzufassen (Zanfrini 2004: 63-64). Diese „appartenanza molteplice“ (Scidà, 2002) erweist sich für sie als vorteilhaft und ermöglicht es ihnen, über ein beachtliches Ausmaß an Humankapital, finanziellen Ressourcen und sozialen Kontakten bzw. Sozialkapital zu verfügen (Scidà 2002: 96-99).

Im Rahmen transnationaler Räume kommt es zu verschiedenen Austauschformen, deren wichtigste die folgenden sind (Faist 1999: 5):

- (1) Soziale Austauschprozesse, gegenseitige Verpflichtungen, die aus Erwartungen und Erfahrungen resultieren, die MigrantInnen untereinander oder mit anderen Menschen gemacht haben.
- (2) Gegenseitigkeit als soziale Norm.
- (3) Solidarität als Bindeglied zwischen Menschen derselben Gemeinde oder zwischen Menschen in ähnlicher Situation. Die wichtigste Form dieser Solidarität sind gemeinsame kollektive Vorstellungen, aus denen kollektive Identitätsgefühle entstehen, die sich etwa in Familien, ethnischen, religiösen oder kulturellen Gruppen konkretisieren.

Der Begriff „transnationale Familien“ wird heute für jene Familien verwendet, die nicht vorläufig, sondern zumindest mittelfristig — d. h. für einige Jahre — ihr Leben zwischen verschiedenen geografischen Räumen organisieren, sei es, weil die ganze Familiengruppe regelmäßig den Ort wechselt, sei es, weil Familienmitglieder auf Dauer oder eine bestimmte Zeitperiode getrennt von ihren Angehörigen leben. Dabei ist der offene Charakter dieser Familienprojekte ausschlaggebend (Bryceson & Vuorela 2002: 6-7). Diese „transnationalen Familien“ werden somit von den klassischen „Gastarbeiterfamilien“ unterschieden, bei denen die Rückkehr in die Heimat ein wesentlicher Bestandteil ihres Migrationsprojektes war, selbst wenn dieser Wunsch sich öfters als unrealisierbar entpuppte. Wie später noch gezeigt wird, ist diese Unterscheidung in manchen Fällen eher problematisch.

Im Folgenden werden exemplarisch einige Fälle von MigrantInnenfamilien dargelegt, die ihr Leben quer durch transnationale Räume organisieren und entwickeln. Anhand dieser Fälle wird eine doppelte Dynamik sichtbar: zum einen die Änderungen im Familienleben und in der Familienorganisation, zu denen das Leben in transnationalen Räumen beiträgt; zum anderen der Einfluss des transnationalen Familienlebens auf die soziale Umgebung.

2.2 Organisation des Familienlebens

Transnationale Familien bilden keine homogene Gruppe, es gibt bei ihnen vielmehr sehr unterschiedliche Formen, die innenfamiliären Rollen — je nach Geschlecht und Alter — zu definieren sowie Netzwerke aufzubauen. Bei der Analyse dieser Netzwerke können prinzipiell vier territoriale Bezugspunkte unterschieden werden.

⁶ Pries, 2001: 39-40

Grafik 2: Territoriale Bezugspunkte von transnationalen Netzwerken gemäß Bryceson & Vourella⁷

| Reale Orte | | Symbolische Orte | |
|-----------------|------------|--|---|
| Herkunftsregion | Wohnort(e) | Region, die als Lebensplatz gewählt wird und mit deren Kultur sich Menschen identifizieren | Ort der Identifizierung mit Institutionen |

Die Bedeutung dieser Bezugspunkte ist in der Praxis je nach Familie unterschiedlich. Jedenfalls entwickeln sich bei transnationalen Familien tendenziell komplexe Migrationsprojekte. Der Einblick in einige monografische Studien bestätigt diese Vielfalt von Formen des Familienlebens und der Migrationsprojekte.

2.2.1 Gender und Generationen

Migrationsprozesse bewirken meist tief greifende Änderungen im Familienleben. Zuweilen erfolgen diese Prozesse auf traumatische Art und Weise, insbesondere wenn es zu einer abrupten Unterbrechung des vertrauten Familien- und Alltagslebens kommt. Dies ist oft bei Flüchtlingsfamilien der Fall, bei denen zu den Erfahrungen von Krieg oder Verfolgung noch jene der Flucht hinzukommen.

Abdulrahmin hat bereits 1996 bei palästinensischen Flüchtlingsfamilien in Berlin einige dieser Änderungen festgestellt, wobei die soziale Schicht sowie regionale Unterschiede wichtige Faktoren sind, um unterschiedliche Effekte in den Familien zu erklären. Durch die dreifache Erfahrung von Krieg, Verfolgung und Immigration haben sich insbesondere die Genderrollen geändert, und dies nicht unbedingt zu Gunsten einer Gendergleichheit; vielmehr haben sich in diesen Familien tendenziell differenzierte Genderrollen bestätigt und traditionelle soziale Muster bestärkt (Abdulrahim 1996: 56). Dies ist für die Autorin in erster Linie nicht so sehr auf die innerfamiliäre Dynamik, sondern vielmehr auf strukturelle Rahmenbedingungen in Berlin zurückzuführen. Sie betont somit den engen Zusammenhang zwischen Privatbereich und Öffentlichkeit, zwischen Integrationspolitik — oder deren Fehlen — und familiären Entwicklungsprozessen im Kontext der Migration gibt (Id. 79).

Bei bosnischen Flüchtlingsfamilien in Großbritannien und Holland hat Al-Ali (Id. 2002: 86, 87) diese Änderungen des Familienlebens durch das „Dreieck“ Krieg—Flucht—Immigration festgestellt, wobei diese Familien jenseits dieser Charakteristika keine homogene Gruppe darstellten. Diese Flüchtlinge sowie ihre in Bosnien verbliebenen Verwandten zeigten meist eine erweiterte Auffassung von Familie, die mit einem bestimmten geografischen Raum gekoppelt erschien. Im Laufe der Zeit und der verschiedenen Kontakte untereinander kam es zu einer deutlichen Intensivierung im familiären Kern, d. h. zwischen Ehepartnern bzw. zwischen Eltern(teilen) und ihren Kindern. Was zur Änderung des Familienlebens beigetragen hat, sind oft innerfamiliäre Konflikte, die „across generational and gender lines“ entstehen (Id. 89).

Generationenkonflikte entstehen meist aufgrund unterschiedlicher Zukunftsperspektiven. Ältere Menschen orientieren sich tendenziell stärker an der Heimat, während jüngere BosnierInnen ihr Lebenszentrum in Großbritannien bzw. Holland sehen. Dabei scheinen Besuche in die Heimat im Hinblick auf eine mögliche Rückkehr eher entmutigend zu wirken.

Was die Entwicklung der Genderrollen betrifft, warnt Al-Ali vor allzu simplen Interpretationen. Frustration und Gefühle der sozialen Entwertung etwa sind sowohl bei Frauen als auch bei Männern festzustellen. Die neue Definition der Situation von Frauen und Männern in der Fremde hängt von einer Pluralität von Faktoren ab, wie etwa dem Beziehungs- und Kraftverhältnis innerhalb eines Paares, mehr oder weniger expliziten Auffassungen von Genderrollen sowie der Neupositionierung im Aufnahmeland in Bezug auf materielle, soziale und berufliche Chancen.

Die Bedeutung dieser Neupositionierung im Aufnahmeland wurde in Schweden im Falle von iranischen Frauen festgestellt. Ahmadi-Lewin hat gezeigt, dass unter den Zugewanderten aus diesem Land Frauen größeres

⁷ Bryceson & Vourella, 2002: 19

Anpassungsvermögen zeigen als Männer. Dabei spielen die schwedischen Rahmenbedingungen insofern eine deutliche Rolle, als Frauen bei ihrer beruflichen Integration und finanziellen Selbstständigkeit unterstützt werden. Dadurch steigt ihr Selbstwertgefühl und ihre Position innerhalb der Familie wird gestärkt, was sich in einer positiven Einstellung zum Aufnahmeland sowie einem Interesse an Integration niederschlägt. Ahmadi-Lewin betont auch andere Faktoren, die den „way of life“ dieser Frauen und Männer prägen, wie etwa ihre Zugehörigkeit zu mittleren und oberen sozialen Schichten sowie sozio-historische Charakteristika der Iranischen Republik, einem Land, das nie kolonisiert wurde und auch kein Auswanderungsland gewesen ist. Dies alles trägt zum Selbstwertgefühl zugewanderter IranerInnen bei und erklärt ein scheinbares Paradoxon, nämlich die üblichen Identitätskrisen bei ihnen, aber auch die persönlichen Ressourcen, um diese zu überwinden — was insbesondere Frauen zugute kommt (Ahmadi-Lewin 2001: 124-131).

Heinz hat auch bei serbischen Roma Veränderungen der Familienstruktur durch Migration und Transnationalität festgestellt. Es geht dabei um Verwandtschaftsmuster, die immer stärker bilateral und nicht mehr patrilinear definiert werden. Ähnlich wie im Falle der weiter oben genannten bosnischen Flüchtlinge wird auch hier eine Tendenz zur Bestärkung des engsten Familienkreises sichtbar, konkret der Eltern-Kinder-Beziehungen, wobei die übrigen Verwandtschaftsformen eher relativiert werden (Heinz 2000: 111-113). So bilden sich funktionelle Netzwerke unterschiedlicher Größe und Dauer heraus. Auffällig bei diesen Familien sind auch andere Veränderungsprozesse, wie die Neudefinition von Position und Rolle der Schwiegertöchter sowie die Relativierung der Dauerhaftigkeit der Ehe. Beide Phänomene hängen insofern zum Teil zusammen, als die untergeordnete Position junger Mütter in früheren Zeiten zweifelsohne ein Faktor zur Stabilität der Ehe war. Heinz sieht in diesen Phänomenen Auflösungstendenzen in der Familienorganisation, deren Auswirkungen — im Hinblick auf das Familienleben sowie auf die Integration dieser MigrantInnen — noch schwer einzuschätzen sind.

Änderungsprozesse im Familienleben hat auch Umut Erel bei ihrer Studie über Mutterschaft bei Türkinnen in Deutschland festgestellt, die in transnationalen Netzwerken verbunden leben. Ihr Familienleben in der Migration modifiziert sich durch einen ständigen Prozess von Dialog und Verhandlung mit ihrem Umfeld. Es geht dabei um komplexe und vielfältige Vorgänge, die jede vermeintliche Dichotomie zwischen Tradition und Moderne widerlegen (Erel 2002: 128-129).

Diese Frauen überwinden Schwierigkeiten bei der Betreuung ihrer Kinder oft im Rahmen transnationaler Netzwerke. Die Kinder werden für gewisse Perioden anderen Frauen anderorts anvertraut. So entsteht eine von verschiedenen Frauen geteilte und mitgetragene Mutterschaft. Diese Lösung ist an sich keineswegs negativ für ihre Kinder, entpuppt sich nur dann als traumatisch, wenn die Fürsorge für die Kinder aus anderen Gründen mangelhaft ist. Dies zeigt, wie durch Migration und Transnationalität zentrale familiäre Rollen — wie etwa die Mutterschaft — neu definiert werden können, und zwar durch eine Lösung, die sich alles in allem als positiv erweist. Diese und ähnliche Migrantenstrategien widerlegen somit jene Theorien, denen zufolge Familie als eine kulturelle und sprachliche Einheit gesehen wird: „Sociological mothering and biological mothering cannot be equated.“ (Id. 138).

Bei philippinischen Frauen und ihren Familien hat Salazar-Parreñas ähnliche Strategien für die Kinderbetreuung analysiert und kommt zu ähnlichen Ergebnissen: Die Trennung der Kinder von ihren Eltern erweist sich als schwierig und schmerzhaft für alle Betroffenen, nicht aber als schädlich für die Kinder. Aufgrund der Bedeutung der Frauenmigration (Jackson et al. 1999: 44-51) kam es in diesem Land zu einer öffentlichen Debatte über die Situation von Kindern ausgewandeter Frauen, wobei in diesem Zusammenhang auch auf die Gefahr hingewiesen wurde, die Kinder aus „gebrochenen“ Familien später bedeuten können. Durch die Analyse zahlreicher Migrationsbiografien werden diese Befürchtungen aber nicht bestätigt. Es zeigt sich dabei vielmehr erneut das Anpassungsvermögen von Familien: ihre Fähigkeit, Antworten auf neue Schwierigkeiten zu geben, und auch die Unterstützungskraft transnationaler Netzwerke dabei (Salazar-Parreñas 2003: 44-54). Es zeigt sich aber auch, inwieweit das Familienleben durch äußere Rahmenbedingungen — wie etwa den Zwang zur Auswanderung — geprägt wird. Die Probleme dieser MigrantInnen und ihrer Kinder werden nicht durch die Rückkehr der Frauen gelöst, sondern vielmehr durch soziale Verhältnisse, die ihr Leben im Aufnahme- und/oder im Herkunftsland wesentlich verbessern. Dabei geht es in der Substanz um eine doppelte Handlungsrichtung, einerseits Gendergleichheit zu unterstützen, andererseits die Regelung des Status von MigrantInnen und ihre Integration zu fördern (vgl. Malgesini-Rey 2004: 197-204).

2.2.2 Entwicklung komplexer Identitäten

Faßmann hat die Situation von PolInnen⁸ in Wien untersucht (Faßmann 2003: 438-446). Im Jahr 2001 waren es 37.000, davon mehr als die Hälfte unter 40 Jahre alt, die meisten im Erwerbsalter und das Geschlechterverhältnis ausgeglichen. Es geht um eine — verglichen mit anderen MigrantInnengruppen — überdurchschnittlich qualifizierte Gruppe, die sich stark am Arbeitsmarkt orientiert und auf diesem Beschäftigungen übernimmt. Während jene, die bereits die österreichische Staatsbürgerschaft besitzen, qualifizierte Berufe ausüben, übernehmen jene, die noch die polnische Staatsbürgerschaft haben, unqualifizierte Tätigkeiten. Etwa die Hälfte von ihnen hat ihr Leben zwischen zwei Ländern organisiert. Sehr oft ist ein Mann allein ausgewandert, während sich die Frau in der Heimat um die Kinder kümmert, oder es wandert eine Frau aus und überlässt die Kinder der Obsorge der zurückgebliebenen Familie. Diejenigen, die länger als zehn Jahre in Österreich bleiben, holen in der Regel ihre Familie nach, doch gibt es immer noch eine bedeutsame Gruppe (8 %), die allein bleibt.

Die Trennung der familiären Kerngruppe (Eltern und Kinder) ist eine Strategie, die sich offensichtlich bewährt; dies spart Kosten und verringert Risiken: Allein stehende Menschen fallen weniger auf, was insofern von Nutzen ist, als viele PolInnen ohne österreichische Staatsbürgerschaft in Wien in der Schattenwirtschaft arbeiten. Diese Form von Illegalität wird von MigrantInnen meist als kleineres Übel in Kauf genommen, wenn sie nur geringe Chancen auf eine geregelte Arbeitsbeschäftigung sehen und es für zu riskant halten, eine Arbeitsbewilligung anzustreben (vgl. Salt 2002: 7, 22).

Diese Trennung wird dank regelmäßiger Besuche in der Heimat und der Kommunikationsmittel erträglicher — insbesondere das Telefon dient als „verlängerte Nabelschnur“ (Faßmann 2003: 444). Trotz emotiver Kosten der Migration fühlen sich diese zugewanderten PolInnen Österreich gegenüber alles andere als fremd, sie entwickeln vielmehr eine komplexe Identität, eine Identifizierung mit beiden Ländern, die sie keineswegs als widersprüchlich erleben. Und gerade diese „Hybridität“ und „Ambivalenz“ (Ib. 447), diese „komplexe Identität“, die Maalouf beschreibt und fordert (Maalouf 1998: 9-11, 19), stellt für Faßmann ein Zeichen dieses neuen Typus von Migration im transnationalen Kontext dar. Sie unterscheidet sich vom klassischen Migrationsmuster als Einbahnstraße dadurch, dass die emotiven Referenzen plural sind und das Migrationsprojekt lange Zeit hindurch offen bleibt.

Aus der Perspektive der Familienforschung ist diese innere Aufgabenverteilung, derzufolge einige Erwachsene — Frauen oder Männer — in die Rolle des Brotverdieners schlüpfen, während andere die Kinderbetreuung übernehmen, von Relevanz. In vielen Fällen sprengt diese Rollenaufteilung den engen Rahmen der Kernfamilie. Im Gegensatz zu anderen Migrationsprojekten, bei denen eine solche Rollenaufteilung nur zum Preis einer starken Isolierung der ausgewanderten Mitglieder von der übrigen Familie realisierbar war, kommt hier der positive Einfluss von modernen Kommunikations- und Transportmöglichkeiten zum Tragen. Dies erspart den Betroffenen zwar nicht die Härte ihrer Lebensbedingungen, ermöglicht ihnen aber eine ständige Kommunikation mit ihrem engen sozialen Kreis in der Heimat und trägt vermutlich auch gerade deshalb zur Identifizierung mit Österreich bei, da das Leben zwischen beiden Räumen nicht als inkompatibel erlebt wird.

Die Entwicklung komplexer Identitäten lässt sich auch bei Jugendlichen aus algerischen Familien in Frankreich feststellen. Viele VertreterInnen der so genannten „zweiten Generation“ besitzen die französische Staatsbürgerschaft und haben eine stabile Position am Arbeitsmarkt. Sie erleben ihre Identität nicht als ein Dilemma zwischen Algerien und Frankreich und intensivieren die Kontakte mit dem Land ihrer Eltern. Algerien ist für sie nicht ihr Urlaubsort, sie kombinieren vielmehr Arbeitsphasen in beiden Ländern und stehen hüben und drüben im Kontakt mit Familienangehörigen. Ihre Identität definieren sie „nicht durch die Nationalität, sondern vielmehr in der Mobilität“ (Santelli 1999: 143).

2.2.3 Männlich dominierte transnationale Räume

Barou hat bei Männern aus den Ethnien Soninké (Gambia, Mauretania) und Peul (Mali) einige konkrete Änderungen bei ihren Migrationsprojekten festgestellt, zu denen es insbesondere im Zuge der Konfrontation zwischen ihrer Lebensweise in der Heimat und im Aufnahmeland kam. Vor den 1980er-Jahren wanderten ausschließlich

⁸ Als die Studie im Jahr 2001 durchgeführt wurde, gehörte Polen noch nicht zur EU.

Männer nach Frankreich aus. Sie blieben kurze Zeit im Aufnahmeland und kehrten dann für die Gründung ihrer eigenen Familie in ihre Heimat zurück. Mitte der 1980er-Jahre wurde die Rückkehr schwieriger; so kam es zu einer intensiven Phase des Familiennachzugs. Entsprechend ihrem traditionellen Ideal scharten die Männer eine möglichst umfangreiche Familie um sich. Dies entpuppte sich aus ihrer Perspektive aber als ein gravierender Fehler: Wohnungsprobleme, Konflikte mit den französischen Obrigkeiten wegen Polygamie und Frauenverstümmelung sowie vor allem Auseinandersetzungen mit den eigenen Kindern, die sie als Autoritätsverlust erlebten. Dies hatte eine Zunahme der Scheidungen und die Unterbrechung eines Migrationsmechanismus zur Folge, der sich auch für die Dörfer in der Heimat als unproduktiv herausstellte, da viele Familien nicht mehr zurückkehrten. So übten die Gemeinden Druck aus, damit ihre Männer in Nachbarländer auswanderten und ihre Familien in der Heimat zurückließen. So wurde das Familienleben mit neuen Problemen konfrontiert, wie der Zunahme unverheirateter Mädchen, da viele junge Männer nicht mehr über finanzielle Ressourcen verfügten, um eine Braut zu bezahlen; oder einem Anstieg der Zahl von außerehelichen Kindern bei getrennt lebenden Ehepartnern. Seitdem entwickeln einige Männer ein konkretes Migrationsprojekt, das darauf abzielt, die Vorteile der Migration und jene des traditionellen Lebensstils so optimal wie möglich zu nutzen: Die Ehefrauen werden nach Frankreich geholt und gleich nach Geburt eines Kindes mit diesem in die Heimat zurückgeschickt. In Frankreich geborene Kinder haben somit Anrecht auf die französische Staatsbürgerschaft. Ist das Neugeborene ein Bub, so wird in seine Erziehung investiert, er wird jedoch im Respekt vor seinem Vater erzogen. Erst nach der Adoleszenzphase wird ihm die Migration nahe gelegt (Barou 2001: 16-25).

Erstaunlich an diesem transnationalen Raum ist dessen praktisch exklusive Gestaltung durch Männer: Einige wandern aus, andere — Onkel väterlicherseits — übernehmen die Verantwortung für die Kinder abwesender Väter, wieder andere — die Dorfältesten — spielen eine Mediatorenrolle zwischen den Interessen der Emigrierten und jenen der Herkunftsgemeinde. Die Frauen bleiben völlig im Schatten, sei es weil sie eine geringe Rolle spielen, sei es weil sie in das Untersuchungsdesign nicht mit einbezogen wurden. Die beschriebene Männerstrategie zielt allerdings deutlich darauf ab, den Einfluss der Aufnahmegesellschaft so weit wie möglich zu verringern. Durch die von ihnen gesetzten Abgrenzungsmechanismen ersparen sie auch der Aufnahmegesellschaft eine Reihe von Konflikten (die Polygamie wird nicht sichtbar, die Praxis der Frauenverstümmelung erneut in die Heimat verlagert).

In Barous Arbeit wird jedenfalls eine Familienorganisation sichtbar, deren anthropologische Grundlagen deutlich von jenen der europäischen Familientraditionen abweichen. Diese Grundlagen sind das Senioritäts- und Solidaritätsprinzip sowie die Bedeutung der Abstammung, d.h. Väter beziehen ihre Autorität von den männlichen Vorfahren und sind vor diesen für das Wohl der Gruppe verantwortlich (Rude-Antoine 1997: 145-146). Aus dieser Perspektive ist das Patriarchat nicht nur eine familiäre Ordnung, die Ungleichheit zwischen Gender und Generationen fördert, sondern auch „Ausdruck eines politischen und eines theologischen Systems“ (Id. 151). Die Generationen- und Genderkonflikte, die sich in diesen Familien im Kontext der Migration abzeichnen, sind Indizien für den Verlust der väterlichen Autorität und damit für die Krise einer sozialen Ordnung, die tiefe Wurzeln in der Vergangenheit hat. Sie verdeutlichen auch Widersprüche zwischen unterschiedlichen Familienorganisationen, nämlich jener dieser MigrantInnen und jener des Aufnahmelandes. All dies darf aber nicht als bloßes Gefälle zwischen Tradition und Moderne gesehen werden, das sich mit der Zeit von selbst auflösen wird; es verlangt vielmehr nach wohl durchdachten Integrationsstrategien, in denen die Grenzen europäischer Toleranz bei Sexualität und Familienleben deutlich signalisiert werden⁹ und den betroffenen Familien gleichzeitig auch bei ihren Konflikten geholfen wird. Deshalb ist es so wichtig, die Entwicklung dieser und ähnlicher transnationaler Räume weiter zu beobachten.

Ähnliche Abgrenzungsstrategien gegenüber dem Aufnahmeland beobachtete Petek-Salomon bei manchen türkischen Familien in Frankreich (Petek-Salomon 2001: 41-50 ff.). Durch die Schaffung eines spezifischen transnationalen Heiratsmarktes versuchen diese, traditionelle patriarchalische Muster des Familienlebens aufrechtzuerhalten und dadurch Akkulturation zu vermeiden (vgl. auch Schiffauer 1997: 128-142). In diesen Familien arrangieren die Eltern die Heirat ihrer Kinder und suchen Ehepartner für diese in ihrem eigenen Herkunftsort bzw. unter Verwandten aus. Dadurch wird auch die Mitgift als ökonomischer Faktor besser gesteuert.

⁹ Europäische Verfassung, Teil I, Titel I, Art. 2, 3 (3 und 4); Teil II, Titel I, Art. 2 und 3; Titel II, Art. 7; Titel III, Art. II, 23, 24.

Wesenszüge dieser Familienorganisation werden auch in Monografien aus anderen Ländern beschrieben (Schiffauer 1983: 74-82, Id. 1991: 196-222; Six-Hohenbalken 2001). Diese Organisationsform unterscheidet sich deutlich von der weiter oben beschriebenen bei Migrantenfamilien aus den Ethnien Soninké und Peul. Gemeinsam ist ihnen ihre patriarchalische Grundorientierung sowie das Bemühen um Abgrenzung; weiters die Tatsache, dass in beiden Migrantengruppen die jüngeren Generationen — wenn auch mit unterschiedlicher Intensität — manche traditionellen familialen Organisationsformen in Frage stellen (Barou 2001: 18; Petek-Salomon 2001: 49) und somit nicht statisch bleiben (vgl. Schiffauer 1997: 156).

Die Tatsache, dass junge TürkInnen PartnerInnen aus dem eigenen Land heiraten (in Frankreich 95 %, vgl. Petek-Salomon 2001: 41), hängt nicht mit einer bestimmten Familienform zusammen; die Präferenz für PartnerInnen aus dem eigenen Herkunftsland kommt auch bei anderen Familienformen im Kontext der Migration vor: So wurde im Rahmen einer Studie über Migrantenfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei in Österreich die Existenz eines transnationalen Netzwerkes bei Zugewanderten aus der Republik Jugoslawien festgestellt, in dem deutliche Indizien für das Herauskristallisieren eines eigenen Heiratsmarkt zu finden sind (Pflegerl & Fernández de la Hoz 2001: 52, 82). In diesem Fall sind Zugewanderte ganz eindeutig nicht an künftigen EhepartnerInnen aus demselben Herkunftsland, sondern vielmehr aus derselben Herkunftsregion interessiert (vgl. Parkin 2001: 4); das heißt nicht die Nationalität ist ausschlaggebend, sondern die Gemeinschaft, nämlich Menschen, die sich kennen und eine gemeinsame Vorstellungswelt („imaginaire collective“) teilen.

2.2.4 Migrantinnen und deren Familien

Im Zeitalter der Globalisierung bilden sich komplementäre, ungleiche Austauschprozesse zwischen große Urbanzentren und armen Staaten heraus. Eine „Rückkehr der Dienstklassen“ (Sassen 2003a: 50) wurde festgestellt. In Regionen, in denen die Lebensbedingungen prekärer werden, entstehen spezifische „survival circuits“, bei denen der Beitrag von Frauen besonders bedeutsam wird, obwohl diese aufgrund ihres Status als billige Arbeitskräfte und Zugewanderte als soziale Gruppe „isoliert, zerstreut und praktisch unsichtbar“ werden (Id. 2003b: 255, 258). So kommt es zur „Feminisierung der Migration“ (Kofman 1999). Frauen konzentrieren sich in bestimmten Dienstleistungen, sehr oft in Sektoren der Schattenwirtschaft, wo sie leicht ausgebeutet werden, insbesondere wenn sie keine Arbeitsbewilligung haben, wie erneut in einer vergleichenden Studie zwischen vier EU-Ländern festgestellt wurde (Malgesini-Rey 2004: 144). Menschenhändler profitieren vorwiegend von Kindern sowie von diesen Frauen, von denen die meisten ihr Land auf der Suche nach Arbeit verlassen haben (Boidi 2003: 55); und an diesen extrem harten Verhältnissen hat sich in den letzten vier Jahren in der Union kaum etwas geändert (vgl. EK — Europäische Kommission 2001, o. S.; Guillemaut 2004: 46 ff.).

Im Rahmen dieser weltweiten Tendenz entstanden einige spezifische Wanderungsbewegungen von Frauen in die EU-Länder (Espinoza 2003: 277-278, 280). Die Nachfrage nach bestimmten Dienstleistungen (Pflege- und Reinigungspersonal, Haushaltsarbeit) hat die Beschäftigung dieser Migrantinnen insbesondere in städtischen Gebieten gefördert (vgl. Guillemaut & Caixeta 2004: 39). In diesem Zusammenhang haben sich auch transnationale Frauennetzwerke herauskristallisiert. Wie sehen die Netzwerke dieser Frauen im Zusammenhang mit ihrem Familienleben nun aus?

Frauen aus Regionen mit festen patriarchalischen Familienorganisationen sind meist im Rahmen des Familiennachzugs, nicht aber allein zugewandert. Ab Mitte der 1990er-Jahre zog die starke Nachfrage nach Haushaltsarbeit in der EU jedoch auch Migrantinnen aus diesen Regionen (etwa Marokko und Ecuador) an (Torres Pérez 2004: 36-37). Über diese ist nach wie vor, mit Ausnahme einiger Studien, wenig bekannt und sie wurden kaum systematisch analysiert, da viele Migrantinnen in der Schattenwirtschaft — wenn nicht in kriminellen Sektoren — nachgefragt werden. Eine entsprechende Untersuchung ist nicht nur methodisch schwierig, sondern wirft auch unangenehme Fragen an die Aufnahmegesellschaften nach weit verbreiteten Beschäftigungsmodellen wie etwa jenem von privaten Pflegerinnen oder Hausbedienerinnen auf. Ihre Arbeit ist insofern interessant, als sie „informell“, d. h. nicht sozial geschützt und damit wirtschaftlich günstig und sozial entwertet bleibt.

In Spanien hat in den letzten Jahren die Immigration aus Ecuador zugenommen. Zwischen 1997 und 2000 waren vorwiegend Frauen Protagonisten dieser Immigration. Es handelt sich dabei um beruflich qualifizierte

Frauen, die aufgrund der Nachfrage nach häuslichen Arbeitskräften — meist in der Schattenwirtschaft — nach Spanien gewandert sind. Die große Mehrheit wanderte allein ein, in der Praxis stehen sie jedoch nicht allein. In der Stadt Valencia sind mehr als die Hälfte dieser Zuwanderinnen verheiratet und ihr Migrationsprojekt wird von dünnen, aber soliden Netzwerken von Verwandten, Bekannten und FreundInnen getragen. Auch informelle Netzwerke von Frauen spielen eine wichtige Rolle: Dieser Kreis von „amigas“ selektiert die potenziellen Kandidatinnen für die Migration und versorgt sie mit Informationen und Arbeit. Dieser Kreis ist auch unentbehrlich, um die Einsamkeit der Frauen erträglich zu machen, die noch keine Familie in Spanien haben (Torres Pérez 2004: 24-25). Die Bedeutung von Frauennetzwerken wurde auch in anderen Untersuchungen festgestellt. So beobachtete Pumares das Herauskristallisieren eines Netzwerkes von „Vermittlerinnen“ unter den marokkanischen Migrantinnen in Madrid; es geht dabei um ältere Frauen, deren Autorität von den anderen respektiert wird und die als Vermittlerinnen zwischen diesen und ihren Arbeitgebern — meist ebenfalls Frauen — fungieren, wenn es zu Konflikten bei der Arbeit kommt (Pumares 1996: 77).

Die Netzwerke der Ecuadorianerinnen haben ein erstaunliches Anpassungsvermögen entwickelt: In den ersten Jahren wanderten meist zuerst Frauen aus derselben Familie, insbesondere Schwestern (IOÉ & Agustí 2001: 226) ein und erst dann ihre Männer und Kinder. Ab 1999 wurden die Lebensbedingungen in Ecuador schwieriger und so kam es zu einer Vielfalt von Migrationsstrategien (Frauennetzwerke und auch Netzwerke von Männern, die in der Landwirtschaft tätig sind), immer im Dienste der Familieninteressen (Familienzusammenführung und wenn diese nicht möglich, bessere Lebensbedingungen für die Kinder) (Torres Pérez 2004: 27).

2.3 Transnationale Familien als Faktoren des sozialen Wandels

Transnationale Netzwerke und Migrantenorganisationen bauen im Wesentlichen auf Familien und beeinflussen ihrerseits deren Leben und Dynamik. Sie können Familien dabei helfen, sich Zugang zu materiellen und symbolischen Gütern zu verschaffen. In dem Maße, wie sie sich dynamisch entwickeln, werden sie auch zu einem unentbehrlichen Ansprechpartner für politische Organisationen im Aufnahmeland.

2.3.1 Leben „an zwei Ufern“

Zakya Daoud hat einen transnationalen Raum untersucht, den marokkanische Männer in Frankreich mit ihren Herkunftsdörfern in einer Gegend im inneren Atlas-Gebirge gebildet haben. Diese Entwicklung hat nicht nur das Familienleben der Betroffenen selbst, sondern auch wesentliche Faktoren des Familienlebens in ihren Heimatorten — insbesondere die Situation der Frauen — verändert.

Die Migration dieser Männer in französische Industriestädte begann Anfang der 1960er-Jahre. Einige von ihnen brachten ihre Familie mit, viele andere jedoch ließen Frau und Kinder zurück und tun dies auch heute noch. Diese „Marokkaner an zwei Ufern“ leben in Frankreich, wo sie meist auch nach der Pension bleiben müssen, um den Genuss bestimmter Rechte zu wahren. Wie bei vielen anderen MigrantInnen bleiben sie aus verschiedenen — deklarierten oder unausgesprochenen — Gründen im Aufnahmeland: Sie verdienen dort das notwendige Geld zum Leben und auch, um sich Respekt und Ansehen in der Heimat zu verschaffen, wann immer sie auf Besuch kommen. Würden sie ihre Kaufkraft einbüßen, würden sie „ihr Gesicht verlieren“ (ld. 15, 54, 59, 60, 61). Darüber hinaus haben sie auch emotive Wurzeln im Aufnahmeland geschlagen, mit dem sie sich trotz negativer Erfahrungen und ungleicher Behandlung identifizieren. Ihre Situation ist alles in allem insofern extrem ambivalent, als sie sich mit keinen „der beiden Ufer“ ausschließlich identifizieren; dies ist die Triebkraft ihres regelmäßigen Pendelns, was wiederum ihre „doppelte Identität“ (ld. 63) nährt.

Dies hat insbesondere für die Jugendlichen aus diesen Familien Konsequenzen mit sich gebracht: Die meisten von ihnen, die in Frankreich herangewachsen sind, sehen sich in ihrem Alltag mit Fremdenfeindlichkeit sowie mit den Problemen der sozialen Unterschichten in der EU (mangelhafte Bildung, Erwerbslosigkeitsrisiko) konfrontiert. Trotzdem identifizieren sich die meisten (82 %) mit Frankreich.

Die Jugendlichen, die im heimatlichen Dorf in Nordafrika aufwachsen, entwickeln eine andere Mentalität als die ihrer Väter, von denen sie getrennt leben. Manchmal sind sie konservativer als diese, manchmal zeigen sie sich

rebellisch, was oft Konflikte mit der Dorfgemeinde zur Folge hat. Dies wiederum führt zur Umsiedlung der Familie in die Stadt.

Das mehrdeutige Verhalten dieser ausgewanderten Männer gegenüber „den beiden Ufern“ wird auf das Familienleben übertragen. Somit entstehen widersprüchliche Verhaltensweisen unter den verschiedenen Familienmitgliedern, es wird aber kaum darüber gesprochen, um potenzielle Konflikte zu vermeiden.

Aus der Interaktion dieser Marokkaner mit ihren Familienangehörigen hat sich ein solides Netzwerk entwickelt, das heute auch dank familiärer Kontakte weiter mitgetragen wird und Verbindungen nach außen — sowohl mit Marokko als auch mit anderen Ländern — unterhält. Es handelt sich dabei um Vereine und Vereinigungen, die von den Emigrierten in ihren Herkunftsorten gegründet wurden, wie etwa „Retour et Développement“, später „Migration et Développement“. Ziel dieses Vereines war und ist die Unterstützung der Elektrifizierung und Wasserversorgung von Dörfern als grundlegende Investition im Kampf gegen Dürre und Degradation des ländlichen Raumes. Mit der Zeit gelang es den Initiatoren dieses Vereins, die Unterstützung von französischen und marokkanischen Einrichtungen zu gewinnen. Insgesamt bildet „Migration et Développement“ heute einen Dachverband von mehr als 30.000 Menschen in 50 Dorfvereinen. 1997 waren bereits 69 Dörfer elektrifiziert (Daoud 1997: 28-29). Daoud fasst diese Änderung wie folgt zusammen: „Wiedergefundene Würde, Haushaltsrevolution, wirtschaftliche Gewinne.“ Dazu kommt dank der Fernseher mit Satelliten-Anlagen die Öffnung zur Welt nach außen (Id. 39).

Insbesondere das Leben von Frauen hat sich in diesem transnationalen Raum verändert: Die Einführung der Elektrizität bedeutet für sie eine unmittelbare Erleichterung ihrer Haushaltsarbeit (Kochen, Sammeln von Holz, Kinderbetreuung). Die eigene Dynamik der entwickelten Projekte hat aber vor allem dazu beigetragen, die strukturelle Situation der Frauen in einer Gegend zu verbessern, in der viele von ihnen aufgrund der Abwesenheit von Männern Familienoberhaupt sind. So entstanden Projekte zur Verbesserung ihrer Lebensbedingungen (Heimwebereien, Viehzucht), was eine Qualifizierung der Frauen zur Folge hatte, auch wenn die soziale Akzeptanz ihrer neuen Rollen (z.B. Verwalterinnen, Fahrerinnen) nur langsam voranschreitet. Die allmähliche Einführung der Geburtenkontrolle im Rahmen von Gesundheitskampagnen hat zu einer weiteren Bruchlinie geführt (Id. 91-92, 97).

2.3.2 Parallele Welten oder Kooperationspotenziale?

Die „Marokkaner an zwei Ufern“ und ihre Familienmitglieder sind somit zu Akteuren des sozialen Wandels in ihrer Herkunftsregion geworden. Sie haben die traditionelle Rolle des rückkehrenden Migranten als Gönner, der mit seinen Ausgaben die alten Strukturen bestärkte, zu einem Faktor des sozialen Wandels verändert. Dieser Prozess entwickelt sich nicht konfliktfrei; manchmal kommt es zu kulturellen Schocks (Id. 65, 66). So handelt der Verein beispielsweise nach demokratischen Prinzipien, was traditionelle soziale Hierarchien in Frage stellt (Id. 23, 43, 62). Insgesamt ist es ihm aber gelungen, alte Institutionen — wie etwa die Dorfversammlung oder „jema“ — in die Dynamik der Projekte mit einzubeziehen. Die erkennbaren Erfolgsfaktoren dabei sind: die Interaktion familiärer Kontakte, intensive Kommunikationsprozesse und die Arbeit an Projekten, die für das Leben der Einheimischen lebenswichtig sind. So wirken diese „Marokkaner an zwei Ufern“ als Brücke zwischen den beiden Ufern, an denen sie leben, und schaffen die Grundlagen für bessere familiäre Lebensbedingungen, als sie selbst sie gekannt haben.

Beja Horta hat die Bedeutung transnationaler Netzwerke für die Bewohner von Cova da Moura — einem Vorort Lissabons — untersucht. Es handelt sich hier um eine „doppelt illegale“ Siedlung, denn die immigrierten Familien haben sich in einer Zone angesiedelt, die nicht ihnen, sondern dem Staat gehört und die auch nicht als Siedlungsgegend registriert ist.

In dieser „shanty neighbourhood“ (Beja Horta 2002: 4) siedelten sich Mitte der 1970er-Jahre Familien aus Capverde an. In dieser ersten Phase der Anpassung an das neue Land waren die familiären Netzwerke, die diese MigrantInnen gleich nach ihrer Ankunft organisierten, äußerst bedeutsam. Unterkunft, Beschäftigung, Zugang zu Schulen und Sozialdiensten wurden nicht so sehr durch den Kontakt mit Institutionen im Aufnahmeland, sondern vielmehr dank Verwandter und Nachbarn sichergestellt. Außergewöhnlich an diesen Netzwerken waren vor allem zwei Faktoren: zum einen ihre Komplexität, zum anderen ihr Pioniercharakter. Die Komplexität resultierte

aus dem reichen Gefüge von Beziehungen und Ressourcen. Die Familien entwickelten Kontakte nicht nur vor Ort, sondern auch andernorts in Portugal und in anderen Aufnahmeländern (Spanien, Frankreich, Deutschland, Holland und den Vereinigten Staaten) sowie mit dem Herkunftsland. Darüber hinaus resultierten diese Kontakte nicht nur aus dem Privatleben, sondern auch aus der Mitgliedschaft in unterschiedlichen Einrichtungen (Kirchen, Gewerkschaften) und Vereinen (Sport und Freizeit).

So entwickelte sich mit der Zeit ein intensives Leben in der Siedlung, wobei lokale Geschäfte vielen Frauen eine Beschäftigung ermöglichten. Auch neue Vereine entstanden vor Ort. In den 1990er-Jahren wurde die Bevölkerung von Cova da Moura heterogener, da Migrantenfamilien aus Mozambique, dem Kongo, Senegal, Guinea-Bissau, Angola und Osteuropa hierher kamen. Interessanterweise hat sich der soziale Charakter der Siedlung dadurch nicht verändert, sondern vielmehr bestärkt. 2002 waren ca. 150 Familien in Aktivitäten der unterschiedlichen Vereine involviert.

Dank transnationaler Netzwerke hat sich im Laufe der Zeit somit ein solides Gefüge von Organisationen entwickelt, das wesentlich zur Verbesserung der Situation der Familien sowie zum Dialog mit den portugiesischen Institutionen beigetragen hat (Id. 7, 21). Diese Organisationen bedeuten daher einen Impuls und gleichzeitig auch eine Herausforderung für lokale und nationale Integrationsmaßnahmen der Aufnahmeländer (Id. 19-20), ähnlich wie dies Soysal 1994 in seiner Untersuchung türkischer MigrantInnen festgestellt hatte. Es geht um „postnationale Bürgerschaftsmuster“ (Id. 3), gemäß denen Menschen versuchen, durch eigene Mittel und Organisationen zu ihren Rechten zu kommen, wenn sie die Erfahrung machen, dass der Staat, in dem sie leben, nicht für diese Rechte bürgt.

Zu ähnlichen Schlussfolgerungen kommt auch Gowricharn bei seiner Studie über MigrantInnen aus Surinam in Holland, die ebenfalls eigene Netzwerke organisieren. Auch diese erweisen sich als sehr nützlich, legen aber gleichzeitig ein Paradoxon im Zeitalter der Globalisierung an den Tag: Die zunehmenden Kontakte zwischen Ländern haben dazu beigetragen, das westliche Konzept der Menschenrechte — und damit auch die Ansprüche auf diese Rechte — zu verbreitern. Mit der Zeit ging man dabei allmählich davon aus, dass zu diesen Rechten auch der Genuss materieller Sicherheit und das Erleben der eigenen kulturellen Identität gehören. In der Praxis ist der Zugang zu diesen Rechten aber begrenzt, da einige Rechte in nationalen Staaten allein den BürgerInnen dieser Staaten zuerkannt werden. So verbreiten sich politische Ideale und Ziele jenseits der Grenzen — d.h. „transnational“ —, während deren Realisierung für Angehörige ethnischer Minderheiten gleichzeitig schwieriger wird (Gowrichar 2004: 123).

Manchmal entstehen transnationale Netzwerke auf der Basis symbolischer Verwandtschaftsformen im Zusammenhang mit Religion. Dies ist der Fall bei den „confréries“ von Immigranten aus dem Senegal. Das Solidaritätspotenzial in diesen Netzwerken hängt zweifelsohne mit dem doppelten Minderheitsstatus ihrer Mitglieder als Immigrierte und auch als Dissidenten innerhalb des Islams sowie mit der engen Verbindung zwischen Religion und Wirtschaft ab. Durch die „confréries“ werden Brücken zwischen den verschiedenen Gemeinden und dem Herkunftsland geschlagen. Dies wird durch Geldtransfers gefördert, während die Immigrierten sich in eine symbolische Welt eingebunden fühlen, die sie besser ausstattet, um Schwierigkeiten in der Migration zu überwinden (Lacomba 2000: 89-98).

Aus der Perspektive dieser Fälle versteht sich die Entstehung transnationaler Netzwerke als praktische — d.h. meist spontane und nicht strategisch erdachte — Alternative zur Eingliederung in das Gefüge der Institutionen im Aufnahmeland. Diese Abgrenzungstendenzen stehen in direktem Zusammenhang mit der Erfahrung von Migration. So wird ein als fremd und zuweilen bedrohlich wahrgenommenes soziales Umfeld (Vertreter der Aufnahmegesellschaft) gemieden und Kommunikation und Orientierungsprozesse werden erleichtert, indem diese in einem vertrauten Umfeld aufgebaut werden. Diese Dynamik steht in krassem Gegensatz zu den Strategien bei transnationalen Familien aus Eliten, bei denen vielmehr versucht wird, mit anderen Familien vom selben sozioökonomischen Niveau in Kontakt zu kommen. Dabei spielen kulturelle und sprachbezogene Unterschiede keine Rolle, ganz im Gegenteil: Diese Unterschiede werden als Chance gesehen (Bryceson & Vuorela 2002: 21).

Der Neuaufbau von Beziehungsnetzwerken ist für MigrantInnen, die in einer ethnischen Gemeinde eingebunden sind, offensichtlich viel leichter. Die wahrgenommene Ethnizität, zu der manchmal auch eine bestimmte religiöse Identität kommt, sowie eine gemeinsame Sprache sind Faktoren, die zum Aufbau von ethnischen

Gemeinden beitragen. Hier wird die Schutzfunktion dieser Gemeinden sichtbar. Diese — zumindest mittelfristige — Schutzfunktion ist in der aktuellen Migrationsforschung evident. Diese Funktion muss aber auch in längerer zeitlicher Perspektive überdacht werden. Es stellt sich die Frage, ob diese Organisationen sich auch über den Bezug auf ein Territorium hinaus weitgehend autonom weiterentwickeln können. Und wenn ja, welche Konsequenzen solche Entwicklungsprozesse für die Migrantenfamilien und für die Einrichtungen des Aufnahmelandes hätten.

3. Diasporagemeinden

3.1 Das Konzept

3.1.1 Ein komplexes Vokabel

Das griechische Wort „Diaspora“ („diaspeiro“ — zerstreuen, teilen, verteilen) hat eine alte und nicht einfache Geschichte hinter sich (vgl. Dufoix 2003; Reis 2004). Es wurde im Altertum von den klassischen Autoren zunächst als neutraler Begriff verwendet, später wurde damit aber auf die Zerstreuung jüdischer Gemeinden im Mittelmeerraum nach der zweiten Zerstörung des Tempels durch Titus (70 n. Chr.) verwiesen. Im Laufe der Neuzeit wurden auch armenische, griechische und chinesische Gemeinden, die sich außerhalb ihres Landes etabliert hatten, als Diaspora gesehen. Im Zuge der Kolonialisierung und der transozeanischen Migrationen wurden allmählich auch andere Bevölkerungsgruppen als Diaspora wahrgenommen; zu diesen zählen etwa die afrikanischen SklavInnen und deren Nachkommen (Alpers 2001: 3-4), indische Gemeinden, die sich innerhalb des Commonwealth bewegt haben, oder italienische, polnische, spanische, irische Auswanderer und ihre Familien.

Das traditionelle Konzept von Diaspora bezog sich auf deutlich definierte ethno-religiöse Gruppen, die außerhalb ihres Landes lebten, gleichzeitig aber ihre Identität auf der Basis einer Referenz zum Herkunftsort aufbauten (Faist 1999: 10), den Mythos ihrer Herkunft pflegten und innerhalb derer kontinuierlich symbolische und materielle Austauschprozesse stattfanden. Diese symbolische Referenz zum Herkunftsort hatte zwei Dimensionen, eine durchaus positive — die starke Identifizierung mit diesem — und eine negative — traumatische kollektive Erfahrungen von Ausstoßung und Unterdrückung —, weshalb Diasporas „communities and cultures of resistance“ bilden (Clifford 1997: 265).

In ihren Aufnahmeländern — insbesondere im Kontext von Nationalstaaten — standen diese Bevölkerungsgruppen stets unter Verdacht, illoyal zu sein bzw. dies im Konfliktfall (wie etwa im Falle eines Krieges) sein zu können. Dies erklärt vielleicht das Paradoxon ihrer sozialen Situation: Sie konnten ökonomische oder kulturelle Macht erlangen, politisch aber waren sie immer schwach und hatten einen Minderheitsstatus.

Mit der Zeit kam es im Abendland zu einem doppelten Prozess der Akkulturation von Diaspora-Gemeinden und dabei auch zu einer Differenzierung¹⁰ innerhalb derselben. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickeln sich jedoch Prozesse, aufgrund derer die Diasporagemeinden anders wahrgenommen werden. Zum einen erweitert sich das Konzept, zum anderen verliert es seine negativen Konnotationen. Die wichtigsten dieser Prozesse sind laut Schnapper (Schnapper 2001: 15, 22-25):

- (1) die Entwicklung und Ausbreitung transnationaler Beziehungen und Netzwerke; neue Kommunikationsmedien ermöglichen Angehörigen ethnischer Gemeinden, sich leichter mit anderen Gruppen, mit denen sich diese identifizieren, in Kontakt zu setzen;
- (2) das zunehmende Auseinanderklaffen zwischen Identifizierungsreferenzen, wirtschaftlichen Tätigkeiten und politischen Organisationsformen¹¹;

¹⁰ „The factors that influence the pace and shape of the transition in each diaspora community include its past history, its relation to the 'host' nation-state in which it is situated, the extent to which transnationalism and globalization penetrate that state, and the material and institutional resources available to each community.“ (Tölölyan 2001: 3)

¹¹ „La dissociation croissante entre références identitaires, pratiques économiques et organisation politique devient une caractéristique essentielle du monde moderne.“ (Id. 2001: 22)

- (3) Änderungsprozesse bei kollektiven Werten: Immer mehr Menschen bauen ihre kollektive Identität auf intra- oder supranationalen Referenzen auf, und dabei wird die Diaspora immer mehr als positiv, d. h. modern-konform wahrgenommen.¹²

Reis fügt diesen Faktoren noch den Einfluss besserer, fließender Kontakte der MigrantInnen mit dem Herkunftsland hinzu und betont dabei die Bedeutung von Geldtransfers im Hinblick auf die Bestärkung von Solidaritätsbanden zwischen Ausgewanderten und Zurückgebliebenen (Reis 2004: 48). Dies trägt auch zur Institutionalisierung spontaner Organisationsformen bei, was offensichtlich die Festigung von Diaspora-Gemeinden fördert. Ein dichtes Organisationsgefüge wurde etwa bei Chinesen aus Qingtian analysiert (Thuno 1996: 284-288).

All diese Faktoren tragen zur Bestärkung des Phänomens Diaspora bei, das es zwar immer gegeben hat, das sich aber jetzt auf der Basis besserer — und anderer — Voraussetzungen weiterentwickelt.

3.1.2 Ein — unbestrittener — analytischer Begriff

Heute gibt es in der Migrationsforschung eine Akzentverlagerung, derzufolge das Interesse an Assimilationsfragen — zumindest in Aufnahmeländern außerhalb der Union — an Bedeutung verliert, dafür werden transnationale Phänomene — darunter auch die Diaspora — mit immer größerem Interesse verfolgt (Wahlbeck 2002; Samers 2003). Die Entwicklung der Diaspora als analytischer Begriff begann erst im Rahmen der aktuellen Migrationsforschung (Soysal 1999: 2-3). Das Konzept wurde ab 1968 zunächst in den Vereinigten Staaten, dann in der EU immer häufiger verwendet, um räumlich zerstreute ethnische Minderheiten zu bezeichnen.

Die Diskussion über die Rolle von Ethnizität im Kontext der Globalisierung sowie die Beobachtung von Prozessen in Zusammenhang mit der Dynamik der Kettenmigration hat in den EU-Ländern dazu geführt, MigrantInnen als handelnde Subjekte stärker mit zu berücksichtigen und familiäre und transnationale Netzwerke zu untersuchen. In diesem Zusammenhang wurden neue Diaspora-Gemeinden identifiziert und es stieg auch das Interesse an diesem Begriff als theoretischer Ressource stark, sieht man in ihm doch ein Mittel, um eine essentialistische Auffassung von Ethnizität zu vermeiden sowie Vielfalt und Differenz zu betonen (Anthias 1998: 258).

Die Interpretation einiger transnationaler Netzwerke als „ethnische Diaspora“ ist aber nicht unproblematisch (vgl. Helmreich 1992, Zanfrini 1998: 76-78, Sökefeld & Schwalgin 2000: 2-3): Der Begriff Diaspora läuft Gefahr, ungenau und inflationär verwendet zu werden und dabei theoretisch defizitär sowie methodisch nicht operativ zu bleiben. Darüber hinaus könnten die historischen, sozio-ökonomischen und politischen Unterschiede innerhalb einer Gruppe durch die Verwendung des Begriffs „Diaspora“ ausgeblendet werden, sodass ein falsches, homogenes Bild derselben gefördert wird (Anthias 1998: 564).

Es gibt in den Sozialwissenschaften heute also eine offene Debatte über die aktuelle Bedeutung und Gültigkeit des Begriffes Diaspora.

3.2 Klassische Diasporagemeinden

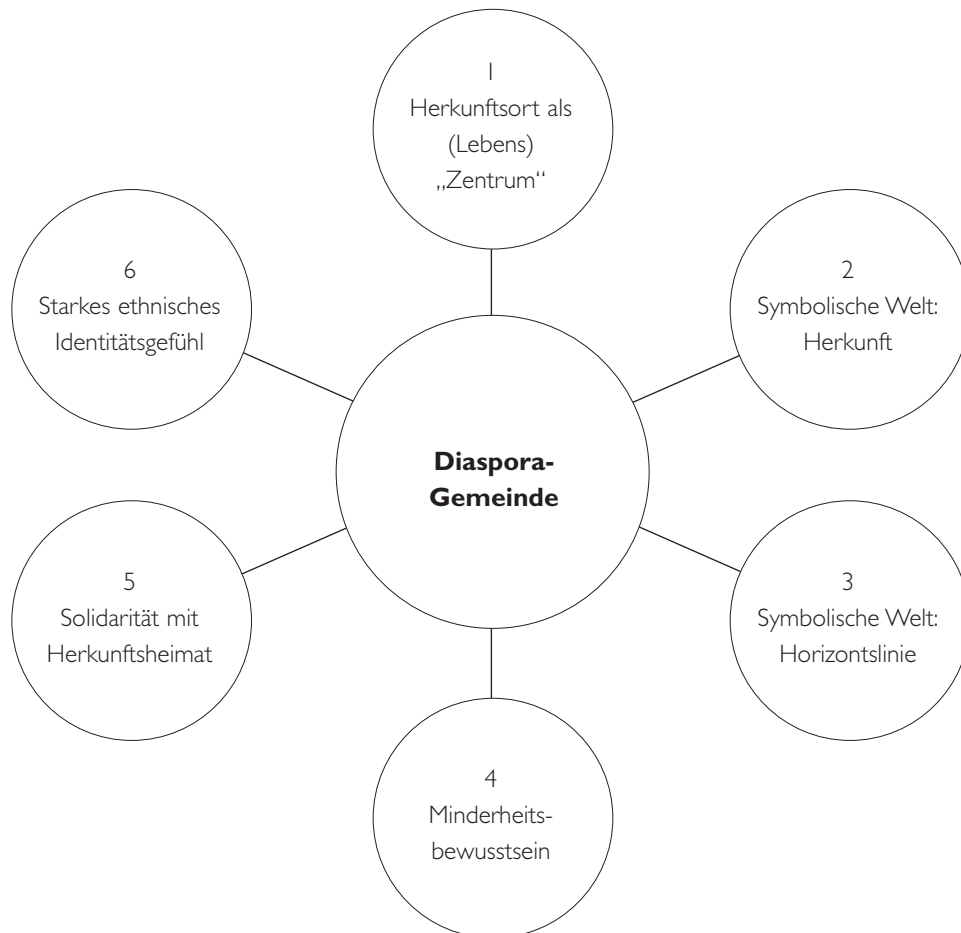
Versuche, den Begriff „Diasporagemeinden“ deutlich zu erklären, gibt es bereits seit Jahren. 1991 definierte Safran sie als ethnische Minderheiten, die außerhalb ihres Landes leben und deren Mitglieder gemeinsame Merkmale aufweisen. Diese Merkmale sind:

- (1) ein gemeinsamer Herkunftsort, der auch als symbolisches „Zentrum“ angesehen wird;
- (2) eine gemeinsame symbolische Welt: Erinnerung an ihre Herkunft (Mythen, tradierte Erzählungen) und

¹² „It is possible to attribute the newfangled fashion of alleged diasporic phenomena to the increasing preference for structures of decentering and dispersal, as the positivist hold of grand narratives, linear progression, binary logic, or causal stability on the methodology of social and historical sciences has significantly weakened in the last two-three decades.“ Gourgouris, Stathis (2002): The Concept of Diaspora in the Contemporary World. Paper to XIII Economic History Congress. Buenos Aires, Juni 28: 2)

- (3) Sehnsucht nach der verlorenen Heimat (Wunsch, irgendwann in den Herkunftsort zurückzukehren);
- (4) das Bewusstsein, im Aufnahmeland eine Minderheit zu sein, aus dem Abgrenzungstendenzen resultieren;
- (5) Solidarität mit dieser Herkunftsheimat;
- (5) ein dauerhaftes, starkes ethnisches Identitätsgefühl, das in einem dreifachen Bewusstsein wurzelt: der gemeinsamen Herkunft, dem Minderheitsstatus und dem gemeinsamen Schicksal.

Grafik 3: Wesenszüge einer Diasporagemeinde gemäß Safran¹³



Safrans Definition hat den Vorteil, klar und daher im Prinzip operativ zu sein. Wahlbeck etwa hat gezeigt, wie diese Merkmale bei den KurdInnen in Finnland heute zutreffen (Wahlbeck 1996: o. A.). Diese Definition liegt dem Bild von klassischen Diasporagemeinden allerdings sehr nahe. Ohne ihre Gültigkeit in bestimmten Fällen zu bestreiten, gilt es, sich zu fragen, ob es heute im Kontext der Globalisierung nicht auch zur Herauskristallisation komplexerer Identitäts- und Zugehörigkeitsformen kommt, welche die alte Bipolarität zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland überwinden. Und wenn Ja, inwieweit bzw. in welchen Fällen es sinnvoll ist, neue transnationale Netzwerke als Diaspora zu bezeichnen (vgl. Reis 2004: 46)?

3.3 Neue Diasporagemeinden

Die Unterscheidung zwischen klassischen und neuen Diasporaformen versteht sich aus der Perspektive der Forschungsentwicklung, da die alten, bekannten Diasporagemeinden — allen voran die jüdische — einen para-

¹³ (Safran, 1991, 83—84)

digmatischen Wert hatten. Mit der Zeit wird jedoch der Einfluss der Lebensbedingungen in einer globalisierten Welt auf Migrationsprozesse immer stärker, wobei u. a. auch das klassische Bild von Diaspora modifiziert wird. Diaspora-Erscheinungen — wie etwa die afrikanische — haben sich im Laufe der Jahrhunderte so geändert, dass die Bezeichnung nicht mehr unumstritten bleibt, da es tatsächlich zu einer „Überlappung“ verschiedener Diasporagemeinden kommt (Alpers 2001: 15; Ebermann 2002: 11-13). Ähnliches gilt heute für die Zugewanderten aus Lateinamerika: Von außen her können sie vielleicht als eine Einheit wahrgenommen werden, unter ihnen gibt es aber vermutlich viele unterschiedliche Diasporagemeinden (Reis 2004: 49-54) und auch viele immigrierte LateinamerikanerInnen — mit oder ohne Familie —, die zu keiner Diaspora gehören.

Cohen (1997) hat eine Diaspora-Typologie von auf der Basis unterschiedlicher Faktoren (wie Entstehungsgründe, Mythologien, Auffassung von Solidarität) vorgeschlagen. Er unterscheidet Opfer-Diaspora (wie die palästinensische oder die jüdische), koloniale und Arbeitsdiaspora (wie die indische), Handelsdiaspora (manche chinesische), Kulturdiaspora (wie die karibische) und schließlich globale, nicht territoriale Diaspora. Die Identifizierung der Letzteren impliziert eine gewisse Modifizierung von Safrans Definition, da der Bezug auf ein historisches und symbolisches „Zentrum“ fallen gelassen wird. Andererseits sind die Grenzen zwischen diesen Typen manchmal fließend. Vor allem aber wird nicht klar, woran sich aktuelle Diaspora-Gemeinden erkennen lassen. Das Gefühl, ein „Naturrecht“ auf die eigene Heimat zu haben, als wesentliches Merkmal einer Diaspora (Shuval 2000: 44) mag helfen, einige Fälle wie JüdInnen gegenüber Israel oder AussiedlerInnen gegenüber Deutschland besser zu identifizieren. Dieses Merkmal als das Konstitutive einer Diaspora ist heute aber nicht allgemein anerkannt.

Andere AutorInnen betonen die Bedeutung der Zerstreung, ob gewaltsam oder nicht, als konstitutives Merkmal einer Diaspora (Kokot 2002: 31).

Das aktuelle Problem scheint somit nicht so sehr daran zu liegen, dass es keine Diaspora mehr gibt, sondern vielmehr an den schnellen sozialen Änderungsprozessen, wobei noch einige theoretische Defizite seitens der Migrationsforschung festzustellen sind und daher einige Begriffe — wie eben auch Diaspora — multivalent verwendet werden. Schnapper erinnert daran, dass sich soziale Phänomene und damit auch die Begriffe, die diese bezeichnen, mit der Zeit ändern können und deshalb nicht essentialistisch besetzt werden dürfen. Erforderlich ist es allerdings, den Begriff Diaspora neutral (d. h. ohne negative oder positive Konnotationen) zu verwenden und ihn mit Kriterien zu besetzen, die mit der Dynamik dieser Gemeinden zu tun haben. Apriori-Charakteristika — wie etwa die Tätigkeit der Mitglieder der Diaspora (Intellektuelle), ihr historisches Alter (Chinesen, InderInnen) oder das Ausmaß der Katastrophe, die sie verursacht hat (JüdInnen, PalästinenserInnen, ArmenierInnen) — sollten dafür vermieden werden (Schnapper 2001: 25, 31).

Schnappers Hinweis auf die eigene Dynamik von Diaspora-Gemeinden ist insofern wertvoll, als dieser die Aufmerksamkeit auf praktische Fragen lenkt. Denn bei der Reflexion über Diasporaphänomene geht es schließlich darum, neue Migrationsformen besser zu erkennen, die Menschen und Familien, die diese verkörpern, besser zu verstehen und ihrem Selbstverständnis, ihren Interessen und ihren Migrationsprojekten dabei näher zu kommen, um gelungenere Integrationsrichtlinien und Maßnahmen definieren zu können (Süssmuth 2004). Unter diesen Bedingungen empfiehlt es sich, so empirisch wie möglich vorzugehen, und die jeweilige Anwendung des Begriffs „Diaspora“ explizit darzulegen.

3.3.1 Politische Zusammenbrüche und Flucht

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verursachten der Kalte Krieg sowie andere sozio-politische Turbulenzen im Rahmen der Entkolonialisierung (1960 bis 1989) Migrations- und Fluchtbewegungen. Der Zerfall der Sowjetunion sowie neue Formen politischer Instabilität wie etwa die Zunahme von lokalen Konflikten und Bürgerkriegen erklären die Persistenz dieser erzwungenen Wanderungsbewegungen, in deren Rahmen oft Diasporagemeinden entstehen. Allerdings wird dieser Begriff im Zusammenhang mit Exilierten und Flüchtlingen in der Öffentlichkeit oft metaphorisch verwendet.

Wesentlich für die Existenz einer Diaspora ist jedenfalls ein dichtes Gefüge von Austausch- und Kommunikationskanälen. Diese scheinen garantiert zu sein, wenn spontane Organisationsformen institutionalisiert werden. Das gilt für die Tamilen- und Sinhalesen-Diasporagemeinden aus Sri Lanka, die heute aufgeteilt zwi-

schen Deutschland, der Schweiz, Großbritannien und Kanada leben (Zunzer 2004: 9-12). Ein ähnlicher Institutionalierungsprozess wird bei der armenischen Diaspora sichtbar, allerdings sind auch hier bedeutsame Änderungen festzustellen: Sie wird allmählich zu einer „Transnation“, bei der die Kontakte zwischen unterschiedlichen Gemeinden ausschlaggebend werden, während die Referenz auf das Herkunftsland immer symbolischer wird und der Versuch, (wieder) einen Nationalstaat zu gründen, allmählich verblasst (Tölölyan 2001).

3.3.2 Eine kleine Diaspora?

Als Beispiel für neue Formen von Diasporagemeinden, in denen auch Familienleben eine große Rolle spielt, sei hier schließlich ein Fall dargelegt, der im Rahmen einer Forschungsarbeit über Migrantenfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei in Wien beobachtet wurde (Pflegerl & Fernández de la Hoz 2001: 278; Fernández de la Hoz 2002: 593-602).

Es geht dabei um eine Gruppe von Familien, die aus demselben Ort in Ostjugoslawien ausgewandert sind und heute in unterschiedlichen EU-Ländern (Österreich, Dänemark, Niederlande) leben, ohne eine besondere Konzentration in irgendeinem Ort. Die Herkunftsgegend ist eine kleine, geografisch klar definierte ländliche Region, die zwei Täler mit fünf kleinen Dörfern umfasst. Die aus der Auswanderung resultierende aktuelle transnationale Gemeinde ist ebenfalls sehr klein (ca. 3.000 Zugewanderte und ihre zurückgebliebenen Angehörigen, überwiegend ältere Menschen); trotzdem sind die Kontakte untereinander sehr intensiv und weisen einen hohen Grad an Solidarität auf. Diese wurzelt in alten sozialen Verwandtschafts- und Nachbarschaftsmustern, die unter anderen strukturellen Rahmenbedingungen ihre Verbindungskraft beibehalten haben.

Zeit und Orte artikulieren sich in dieser kleinen Migrationsgemeinde gemäß eines deutlichen Lebenszyklus: Im Juli und in den Weihnachtsferien kehren alle in die Heimat zurück. Dort finden die wichtigsten programmierbaren Ereignisse der Gemeinschaft statt (Hochzeiten, Taufen, sonstige Feste). Somit erfolgt in dieser begrenzten Zeit eine reelle und symbolische Rekonstruktion der ursprünglichen ländlichen Gemeinde, in der sich diese Familien beheimatet fühlen. Tatsächlich werden Dienste und Informationen ausgetauscht, Verwandtschaftsbande gefestigt. Dadurch wird auch die Identifizierung mit dem Heimatort als Lebenszentrum bestärkt, was an klassische Diasporagemeinden erinnert, obwohl dieses Lebenszentrum zum Unterschied mit klassischen Diasporagemeinden kein Land, sondern eine kleine Ortschaft ist. Durch die Zugehörigkeit zu dieser — und nicht durch einen Pass — wird die Trennungslinie zwischen „Fremden“ und Zugehörigen gezogen (vgl. Schlehe 2002: 274).

Die Auffassung des Herkunftsortes als Lebenszentrum wird durch Investitionen in die Rekonstruktion alter Höfe bzw. in den Aufbau neuer Häuser sowie durch explizite und wiederholte Rückkehrwünsche zum Ausdruck gebracht. Diese Rückkehr — zumindest mit endgültigem Charakter — erweist sich jedoch als undurchführbar und somit als nicht wünschenswert.

Der Diasporacharakter der Gemeinde wird an dem intensiven Gefüge von Kontakten nicht nur mit dem Herkunftsort, sondern auch zwischen den Mitgliedern der verschiedenen Familien erkennbar, die in den erwähnten unterschiedlichen EU-Ländern leben. So kommt es zu einem regelmäßigen „Pendeln“ zwischen Herkunfts- und Lebensort einerseits und zu ständigen Kontakten außerhalb von Letzterem andererseits. Hier wird die Dynamik einer „Dreiecksbeziehung“ (Kokot 2002: 33) sichtbar, ein Merkmal, an dem sich Diasporagemeinden von anderen transnationalen Netzwerken unterscheiden. Diese MigrantInnen sprechen, je nach sozialem Kontext, die Sprache des Aufnahmelandes, Serbisch oder Rumänisch.

Die Gemeinde bietet Schutz und Unterstützung. Die Intensität der Kontakte hat das Entstehen eines eigenen Heiratsmarktes ermöglicht. Daraus folgen auch paradoxe Effekte, wird dadurch doch die Auswanderung der wenigen in der Heimat verbliebenen Jugendlichen gefördert.

Die Existenz dieser definierten symbolischen Welt schließt die Identifizierung mit dem Aufnahmeland keineswegs aus. Hier wird wiederum das Entstehen komplexer Identitäten sichtbar, obwohl die primäre Zugehörigkeit klar ist.

Im Laufe der Jahre erlangt diese Lebensordnung eine gewisse Beständigkeit. Ob sie über mehrere Generationen hinweg erhalten bleibt, lässt sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt allerdings noch nicht abschätzen. Vor einigen Jahren hätte man eine derartige Gemeinde aufgrund ihrer Größe als vorläufiges Phänomen ansehen

können; auch lässt sich keine Elite in ihr identifizieren. Das heißt, es fehlen klassische Voraussetzungen, unter denen sich Diaspora-Gemeinden dauerhaft entwickeln können (vgl. Moosmüller 2002: 13). Das Gefühl, im Aufnahmeland nicht akzeptiert zu sein — ein weiterer klassischer Wesenzug der Diaspora —, wird von ihnen nicht deutlich zum Ausdruck gebracht. Aber Kontakte von Erwachsenen und Jugendlichen mit Leuten der Aufnahmegesellschaft außerhalb der Arbeits- und Schulwelt sind selten und wenig intensiv; da lassen sich eindeutige Abgrenzungs- bzw. Meidungsstrategien erkennen. Jedoch sprechen auch andere Faktoren für ihre Kontinuität, wie etwa die kurzen geographischen Entfernungen, das Vorhandensein von billigen Transport- und Kommunikationsmitteln, die eindeutige Schutzrolle der Gemeinde und die Intensität der Kommunikation unter ihren Mitgliedern und der hohe Grad an Ritualisierung des sozialen Lebens durch Bräuche und Solidaritätsformen. Aber auch diese Beständigkeit ist nicht evident. Alles hängt vom Gleichgewicht zwischen den Bedürfnissen, die ihre Mitglieder spüren (darunter auch das Bedürfnis nach Identifizierung und Zugehörigkeit), und den Ressourcen, die sie finden, ab.

Wie diese und andere Lebensformen, die Migrantenfamilien entwickeln, mit der sozialen Integration in den Mitgliedsländer der Union zusammenhängen; welche Defizite aktuelle Integrationskonzepte im Lichte neuer Erkenntnisse über Familienleben in der Migration aufweisen, und welche Chancen Migrantenfamilien anbieten; wo es zu unerwünschten Entwicklungen kommt, d. h. zu Prozessen, welche die demokratische Ordnung sowie die Gleichstellung von Menschen, die in der Union leben, beeinträchtigen — das sind die Hauptfragen, die sich bei der weiteren Arbeit an der Integration von Migrantenfamilien stellen.

4. Schluss — Schwerpunkte

Familienleben

Aus dem Hintergrund der Migration erklärt sich die Bedeutung des Familienlebens: Familien erweisen sich als zuverlässige Instanz, wenn das soziale Umfeld unbekannt oder sogar bedrohlich erscheint. Hinter diesem Phänomen stehen zweifellos psychische, historische und soziale Faktoren: Menschen, die miteinander bekannt und einander vertraut sind, sind berechenbarer und stehen einander näher als Personen, die man nicht kennt. Darüber hinaus ist Migration oft ein Familienunternehmen, sei es weil Angehörige versuchen zusammen zu bleiben, sei es weil die Migration in Kauf genommen wurde, um das Leben der eigenen Verwandten — insbesondere die eigenen Kinder — zu verbessern.

Die Bildung ethnischer Gemeinden wird tendenziell durch kulturelle Traditionen bestärkt, in denen es eine breitere Auffassung von Familie als bei der westeuropäischen „Kernfamilie“ gibt. Die Grenzen zwischen Verwandten und Nachbarn sind dabei manchmal sehr fließend. Dies kommt aber keineswegs einer Romantisierung oder einer Ethnisierung des Familienlebens gleich; vielmehr lassen sich strukturelle Zusammenhänge zwischen Familienformen und ihrem sozialen Kontext beobachten. So korrespondiert das aktuell verbreitete europäische Modell der Kernfamilie — sowie alle relevanten Änderungstendenzen im Familienleben, die in den letzten Jahren festgestellt wurden — mit einem entwickelten Staatsapparat und einem differenzierten Sozialleben. Die Intensität, mit der Familien einen Austausch von Diensten und Unterstützungen zwischen Verwandten aufbauen, hängt u. a. auch mit ihrer Erfahrung von Staat sowohl in ihrer Herkunftsregion als auch im Aufnahmeland zusammen (Fernández de la Hoz & Pfliegerl 1999: 379-380). Darüber hinaus verstehen sich familiäre Strategien in der Migration als Reaktionen auf ungünstige sozioökonomische und politische Rahmenbedingungen, um hinsichtlich ihrer Interessen, ihrem Migrationsprojekt optimale Ergebnisse sowie ihre eigenen Lebensziele zu erreichen (vgl. Salazar-Parreñas 2003: 51).

Änderungen im Zusammenhang mit der Migration — wie z. B. der Wechsel des Landes, gesetzliche Maßnahmen, Bedingungen am Arbeitsmarkt, persönliche Erfahrungen im Aufnahmeland — beeinflussen das Familienleben von MigrantInnen unweigerlich, ganz egal, mit welcher Familienformen sich diese identifizieren (Bryceson & Vuorela 2002: 11). Diese Änderungen müssen aber nicht unbedingt in Einklang mit den Integrationsmustern der Aufnahmeländer und auch nicht mit den eigenen Interessen der Betroffenen erfolgen. Oft bringt die Erfahrung der Migration das vorgegebene Familienleben und sogar die soziale Ordnung durcheinander. Daher entwickeln Migrantenfamilien Strategien zur Überwindung der von ihnen wahrgenommenen

Konflikte. Zu diesen zählt auch die Rückkehr zu vertrauten Lebensmustern. Es wäre aber falsch, das Familienleben in der Migration als Dilemma zwischen Tradition und Moderne aufzufassen, denn gerade transnationale Räume erweisen sich als ein privilegierter Ort zum Experimentieren und zur Entwicklung neuer Antworten auch in Bezug auf das Familienleben.

Kettenmigration, ethnische Gemeinden und transnationale Räume

Kettenmigration, ethnische Gemeinden und transnationale Räume sind unterschiedliche Realitäten, die aber meist miteinander in Zusammenhang stehen: Die Kettenmigration ermöglicht das Herauskristallisieren von ethnischen Gemeinden und diese sind keine statischen Gebilde, die als eingekapselte Mikrowelten leben, sondern vielmehr Netzwerke, die tendenziell — soweit dies möglich ist — einen regelmäßigen Kontakt zu den Herkunftsregionen unterhalten. Diese drei unterschiedlichen, miteinander zusammenhängenden Realitäten der Migration weisen eine eindeutige Schutzfunktion auf.

- a) **Das Phänomen der Kettenmigration** versteht sich vor dem Hintergrund der Risiken, die ein Wechsel des Landes für MigrantInnen impliziert. Dabei spielen zuverlässige Informationen eine ganz wesentliche Rolle; daher die Bedeutung von Vertrauenspersonen im Zielland, die den Weg der Zugewanderten ebnen können. So entstehen „Migrationsfelder“ (das Bild lehnt sich an den Begriff „Magnetfelder“ an), d. h. sehr stark strukturierte und organisierte soziale Räume, in denen es zu einem dichten Kommunikationsaustausch kommt (Simon 1979).
- b) **Ethnische Gemeinden** sind kein zwangsläufiges Produkt der Kettenmigration. Ihre Entstehung hängt mit verschiedenen demografischen und sozialen Faktoren zusammen: Der Neuaufbau von Beziehungsnetzwerken im Aufnahmeland ist für MigrantInnen, die in einer ethnischen Gemeinde eingebunden sind, offensichtlich viel leichter als für isolierte MigrantInnen. Dies führt aber nicht unweigerlich zu einer Abgrenzung gegenüber der Aufnahmegesellschaft.

Abgrenzungstendenzen stehen in direktem Zusammenhang mit negativen Erfahrungen von Migration wie Entfremdung, Diskriminierung und Ungleichheit und können sich — wie einige Studien zeigen — zur Tendenz umwandeln, sich stärker nach der eigenen Kultur zu orientieren, wie diese von den betroffenen MigrantInnen gesehen wird (Gunz 1999: 15-16).

Integrationskonzepte müssen diesen Tatbestand mit berücksichtigen, gleichzeitig aber die soziale Kommunikation implementieren sowie Gleichbehandlungsmechanismen sicherstellen, damit ethnische Gemeinden mit der Zeit nicht zu sozialen Ghettos werden, in denen das Leben im Aufnahmeland von Diskriminierung und räumlicher Segregation geprägt wird (vgl. Giffinger 1999: 118).

- c) **Transnationale Räume** sind nicht homogen. Sie unterscheiden sich in ihrer Zusammensetzung, ihrer Reichweite, ihrer Dauer sowie in der Intensität der Kontakte, die sie unterhalten. Sie sind „ethnisch“, weil sie zumeist aus Immigranten derselben Herkunft bestehen; dabei sind vorwiegend Regionen und nicht so sehr Länder ausschlaggebend. Es geht aber um keine ethnisch geschlossenen Räume; in vielen Fällen gibt es auch Kontakte mit Menschen außerhalb der entsprechenden Minderheit oder mit VertreterInnen von Einrichtungen, wie sich am Beispiel der „Marokkaner an zwei Ufern“ zeigt.

In diesen Räumen wird es für MigrantInnen möglich, Hürden der Migration zu überwinden — wie etwa Isolation oder den Mangel an Arbeit, Wohnung, Papieren usw. — und auch ihre eigenen Interessen zu verfolgen, die nicht unbedingt gegen die Regeln der Aufnahmegesellschaft verstoßen, aber — wie gesehen wurde — dort auch nicht unbedingt Platz finden. In diesem Zusammenhang erweisen sich transnationale Räume als eine durchaus wirksame Reaktion auf die mangelnde Einwanderungspolitik der Union sowie auf die restriktive Gesetzgebung ihrer Mitgliedsländer und auch als Orientierungsinstanz. Bedeutsamerweise reduzieren MigrantInnen, die sich mit den Organisationsformen des Aufnahmelandes vertraut fühlen, ihre Abhängigkeit gegenüber diesen Räumen (Ramírez Goicoechea 1996: 18).

Die Integrationsfrage präsentiert sich heute allerdings als äußerst komplex, denn: „Not only repressive policies and discrimination advance immigrant transnationalization but also the opposite, windows for multicultural rights and activities.“ (Faist 1999: 14) Politische Integrationsstrategien in der EU müssen deshalb das — je nach

Mitgliedsstaat mehr oder weniger explizite — Ziel kultureller Homogenität preisgeben. Integration steht immer mehr in Zusammenhang mit „diversity management“ unter gleichwertigen BürgerInnen.

Parallele Entwicklungen zu vermeiden, ist von Bedeutung, wenn die Implementierung der sozialen Kohäsion als politisches Ziel verfolgt wird. Die politischen Institutionen der Mitgliedsländer; die Integrationsmaßnahmen auf lokaler, regionaler oder nationaler Ebene in die Tat umsetzen, können in transnationalen Organisationen von Migrantenfamilien ein Kooperationspotenzial sehen und wertvolle Partner für ihre Projekte finden.

5. Zitierte Bibliographie

- Abdulrahim, Dilma (1996): Defining Gender in a Second Exile. In: G. Buijs (Hg.): Migrant women. Corossing boundaries and changing identities. Oxford: Berg, S. 55-82.
- Ahmadi-Lewin, Fereshteh (2001): Identity Crisis and Integration: The Divergent Attitudes of Iranian Immigrant Men and Women towards Integration into Swedish Society. In: *International Migration*, 39 (3). S. 121-135.
- Al-Ali, Nadjeh (2002): Loss of status or new opportunities? Gender relations and transnational ties among bosnian refugees. In: D.F. Bryceson & U. Vuorela (Hg.): *The transnational family: new European frontiers and global networks*. Oxford: Berg, S. 83-102.
- Alpers, Edward (2001): Defining the African Diaspora. Paper presented to the Center for Comparative Social Analysis Workshop. Los Angeles: University of California October 25, 2001.
- Anthias, Floya (1998): Evaluating 'Diaspora': Beyond Ethnicity? In: *Sociology*, 32 (3). S. 557-580.
- Barou, Jacques (2001): La famille à distance. Nouvelles stratégies familiales chez les immigrants d'Afrique sahélienne. In: *Hommes et Migrations*, 1232 (juillet-août). S. 16-25.
- Beja Horta, Anna Paula (2002): Transnational Networks and the local politics of migrant grassroots organizing in post-colonial Portugal (WPTC-02-03). Oxford: Institute of Social and Cultural Anthropology, University of Oxford.
- Boucher, Manuel (2001): The integration actors and their logics. Between consensus and disruption. In: M. Boucher: *De l'égalité formelle à l'égalité réelle. La question de l'ethnicité dans les sociétés européennes*. Paris: L'Harmattan. S. 107-127.
- Boyd, Monica (1989): Family and personal networks in international migration. Recent developments and new agendas. In: *International Migration Review*, 23 (3). S. 638-670.
- Bryceson, Deborah Fahy & Vuorela, Ulla (2002): Transnationale families in the twenty-first century. In: D.F. Bryceson & U. Vuorela (Hg.): *The transnational family: new European frontiers and global networks*. Oxford: Berg, S. 3-30.
- Bukow, Wolf-Dietrich (2000): Die Familie im Spannungsfeld globaler Mobilität. In: H. Buchkremer, W.-D. Bukow & M. Emmerich (Hg.): *Die Familie im Spannungsfeld globaler Mobilität. Zur Konstruktion ethnischer Minderheiten im Kontext der Familie*. Opladen: Leske + Budrich, S. 9-18.
- Butterwegge, Christoph (2000): Zuwanderung und Wohlfahrtsstaat im Zeichen der Globalisierung — antagonischer Widerspruch oder nützliche Wechselbeziehung? In: C. Butterwegge & G. Hentges (Hg.): *Zuwanderung im Zeichen der Globalisierung. Migration-, Integrations- und Minderheitenpolitik*. Opladen: Leske+Budrich, S. 258-286.
- Clifford, James (1997): *Routes: Travel and Translations in the Late Twentieth Century*. Cambridge: Harvard University Press.
- Cohen, Robin (1997): *Global Diaspora: an introduction*. London: UCL Press.
- Daoud, Zakya (1997): *Marocains des deux rives*. Paris: Éditions de l'Atelier.
- Dufoix, Stéphane (2003): De «Diaspora» à «diasporas». La dynamique d'un nom propre. *GEODE – Université de Paris X Nanterre*. (<http://histoire-sociale.univ-paris1.fr/Sem/Dufoix-paris1.pdf>: 1.10.2004).
- EK – Europäische Kommission, Justiz und Inneres (2001): *Frauenhandel, Traum und böses Erwachen: von der Armut in die Sexsklaverei. Eine umfassende europäische Strategie*. Brüssel: Europäische Kommission.
- EK – Europäische Kommission (2001): *Mitteilung der Kommission an den Rat, das Europäische Parlament, den Wirtschafts- und Sozialausschuss und den Ausschuss der Regionen. Entwurf zum Bericht über die soziale Eingliederung: Teil I – Die Europäische Union*. Brüssel: Europäische Kommission.
- EK – Europäische Kommission. Wirtschafts- und Sozialausschuß (2002): *Stellungnahme des Wirtschafts- und Sozialausschusses zum Thema „Einwanderung, Eingliederung und Rolle der organisierten Zivilgesellschaft“*. Brüssel: Europäische Kommission.
- EK – Europäische Kommission and Rat der Europäischen Union (2004): *Vermerk des Rates (Beschäftigung, Sozialpolitik, Gesundheit und Verbraucherschutz) für den Europäischen Rat – Gemeinsamer Bericht der Kommission und des Rates über die soziale Eingliederung (7101/04 mp/wk I)*. Nr.Vordok.: 6507/04 SOC 79 ECOFIN 55 EDUC 34 SAN 31. Brüssel, Europäische Kommission – EK: 251.

- Erel, Umut (2002): Re-conceptualising Motherhood: Experiences of some Women of Turkish Background in Germany. In: D.F. Bryceson & U.Vuorela (Hg.): The transnational family: new European frontiers and global networks. Oxford: Berg. S. 127-146.
- Espinoza, Robert (2003): Migration trends: maps and chart. In: B. Ehrenreich & A. Russell-Hochschild (Hg.): Global woman. Nannies, Maids and sex workers in the new economy. London: Granta Books. S. 275-280.
- Faist, Thomas (1999): Transnationalization in International Migration: Implications for the Study of Citizenship and Culture (WPTC-99-08). Oxford: Institute of Social and Cultural Anthropology, University of Oxford.
- Faßmann, Heinz (2003): Transnationale Mobilität – Konzeption und Fallbeispiel. In: SWS-Rundschau, 4/2003 (43. Jahrgang). S. 429-449.
- Fernández de la Hoz, Paloma & Pflegerl, Johannes (1999): Familie als Schlüssel zur Integration. In: Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie (Hg.): Zur Situation von Familie und Familienpolitik in Österreich – 4. Österreichischer Familienbericht: Familie zwischen Anspruch und Alltag. Wien: Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie. S. 364-381.
- Fernández de la Hoz, Paloma (2002): Migrantenfamilien und Integration in den EU-Mitgliedstaaten. Bericht der Europäischen Beobachtungsstelle zur sozialen Situation, Demographie und Familie. Wien: ÖIF.
- Fernández de la Hoz, Paloma (2002): Paradojas de la migración. Aspectos antropológicos. In: Revista de Fomento Social, 51 (224). S. 589-626.
- Giffinger, Rudolf (1999): Wohnungsmarktbarrieren und Stadtentwicklung: Ein regionalwissenschaftlicher Beitrag zur Ausländerdiskriminierung am Beispiel von Wien. Basel/Boston/Berlin. Wien: Technische Universität.
- Glick-Schiller, Nina u. a. (1997): From Migrant to Transmigrant: Theorizing Transnational Migration. In: L. Pries: Internationale Migration. Baden: Nomos. S. 121-140.
- Gowrichar, Ruben (2004): The Janusface of transnational citizenship. Surinamese experiences. In: Caribbean Studies, 32 (1). S. 100-128.
- Guillemaut, Françoise & Caixeta, Luzenir (2004): Women and migration in Europe. Strategies and empowerment. Lyon: Le Dragon Lune.
- Gunz, Josef u. a. (1999): Soziale Lage der AusländerInnen in Oberösterreich. Perspektiven einer Integrationspolitik. Linz: Oberösterreichischen Landesregierung.
- Heckmann, Friedrich (1998): Ethnische Kolonien: Schonraum für Integration oder Verstärker der Ausgrenzung? In: Friedrich-Ebert-Stiftung (Hg.): Guettos oder ethnische Kolonien? Entwicklungschancen von Stadtteilen mit hohem Zuwandereranteil. Bonn: Ferdinand Enke Verlag. S. 29-41.
- Heinz, Marco (2000): Veränderungen der Familienstruktur durch die Migrationssituation – dargestellt am Beispiel serbischer Roma. In: H. Buchkremer, W.-D. Bukow & M. Emmerich (Hg.): Die Familie im Spannungsfeld globaler Mobilität. Zur Konstruktion ethnischer Minderheiten im Kontext der Familie. Opladen: Leske+Budrich. S. 99-118.
- Helmreich, Stefan (1992): Kinship, Nation, and Paul Gilroy's Concept of Diaspora. In: Diaspora: A Journal of Transnational Studies, 2 (2). S. 243-249.
- Henry, Nicholas u. a. (2000): Globalisation from below: Birmingham -postcolonial workshop of the world? Oxford: Institute of Social and Cultural Anthropology, University of Oxford (WPTC-2K-08).
- Hily, Marie-Antonette & Berthomière, William (2004): La notion de „réseaux sociaux“ en migration. In: Hommes & Migrations, 1250 (Juillet/Août 2004). S. 6-12.
- Holzmann, Robert & Münz, Rainer (2004): Challenges and Opportunities of International Migration for the EU, its member states, neighboring countries and regions: A policy note. Stockholm: Institut for Futures Studies.
- IOÉ, Colectivo & Agustí, colaboración de Laura (2001): Mujer, inmigración y trabajo. Madrid: Ministerio de Trabajo y Asuntos Sociales.
- Jackson, Rita u. a. (1999): Les migrations internationales des domestiques Philippines. Contextes et expériences aux Philippines et à Singapour. In: Revue Européenne des migrations internationales, 15 (2). S. 37-67.
- Kofman, Eleonore (1999): Female „birds of passage“ a decade later: Gender an immigration in European Unions. In: International Migration Review, XXXIII (2). S. 269-299.

- Kofman, Eleonore (2004): Family-related migration: A critical review of European studies. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 30 (2). S. 243-262.
- Kokot, Waltraud (2002): Diaspora – zwischen Reproduktion von „Heimat“, Assimilation und transnationaler Identität. In: A. Moosmüller (Hg.): *Interkulturelle Kommunikation in der Diaspora. Die kulturelle Gestaltung von Lebens- und Arbeitswelt in der Fremde*. Münster: Waxmann. S. 29-40.
- Lacomba, Joan (2000): Immigrés sénégalais, islam et confréries à Valence (Espagne). In: *Revue Européenne des migrations internationales*, 16 (3). S. 85-102.
- Maaluf, Amin (1998): *Les identités meurtrières*. Paris: Grasset.
- Moosmüller, Alois (2002): Diaspora – zwischen Reproduktion von „Heimat“, Assimilation und transnationaler Identität. In: A. Moosmüller (Hg.): *Interkulturelle Kommunikation in der Diaspora. Die kulturelle Gestaltung von Lebens- und Arbeitswelt in der Fremde*. Münster: Waxmann. S. 11-28.
- Nauck, Bernhard (2000): Familien ausländischer Herkunft. Politische Konsequenzen der Vielfalt von Akkulturationsprozessen. In: *Diskurs. Studien zu Kindheit, Jugend Familie und Gesellschaft, So nah – so fern. Familien ausländischer Herkunft in Deutschland (3/2000)*. S. 13-19.
- Parkin, Robert (2001): *Regional Identities and Alliances in an Integrating Europe: A Challenge to the Nation State?* (WPTC-99-07). Oxford: Institute of Social and Cultural Anthropology, University of Oxford.
- Pécoud, Antione (2004): Réseaux, ethnicité et institutions dans les économies immigrées. In: *Hommes & Migrations*, 1250 (Juillet/Août 2004). S. 13-23.
- Petek-Salomon, Gaye (2001): La famille à distance. Nouvelles stratégies familiales chez les immigrés d'Afrique sahélienne. In: *Hommes et Migrations*, 1232 (juillet-août). S. 41-50.
- Pflegerl, Johannes & Fernández de la Hoz, Paloma (2001): *Die Bedeutung des Wohnens für Migrantenfamilien*. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung.
- Pollini, Gabriele (2002): *Apartenenza e migrazione*. In: G. Pollini & P. Venturelli-Christensen (Hg.): *Migrazione e appartenenze molteplici. Gli immigrati cinesi, filippini, ghanesi, ex jugoslavi, marocchini, senegalesi e tunisini in Italia*. Milano: Franco Angeli. S. 13-70.
- Portes, Alejandro (1998): *Globalisation from Below: The Rise of Transnational Communities* (WPTC-98-01). Oxford: Institute of Social and Cultural Anthropology, University of Oxford.
- Portes, Alejandro (2001): *Transnational Entrepreneurs: The Emergence and Determinants of an Alternative Form of Immigrant Economic Adaptation I* (WPTC-01-05). Oxford: Institute of Social and Cultural Anthropology, University of Oxford.
- Portes, Alejandro u. a. (1999): The study of transnationalism: pitfalls and promise of an emergent research field. In: *Ethnic and Racial Studies*, 22 (2). S. 217-237.
- Pries, Ludwig (1997): *Neue Migration im transnationalen Raum*. In: L. Pries: *Internationale Migration*. Baden: Nomos. S. 15-46.
- Pries, Ludwig (2001): *Internationale Migration*. Bielefeld: Transkript.
- Pumares, Pablo (1996): *La integración de los inmigrantes marroquíes. Familias marroquíes en la comunidad de Madrid*. Barcelona: Fundación „La Caixa“.
- Ramírez Goicoechea, Eugenia (1996): *Inmigrantes en España: vidas y experiencias*. Madrid: Siglo XXI.
- Reis, Michele (2004): Theorizing „Diaspora“ perspectives on „classical“ and „contemporary“ Diaspora. In: *International Migration*, 42 (2). S. 41-60.
- Riccio, Bruno (2001): *Disaggregating the transnational community. Senegalese Migrants on the coast of Emilia-Romagna* (WPTC-01-11). Oxford: Institute of Social and Cultural Anthropology, University of Oxford.
- Rude-Antoine, Edwige (1997): *des vies et des familles. Les immigrés, la loi et la coutume*. Paris: Odile Jacob.
- Salazar-Parreñas, Rhacel (2003): The care crisis in the Philippines: Children and transnational families in the new global economy. In: B. Ehrenreich & A. Russell-Hochschild (Hg.): *Global woman. Nannies, Maids and sex workers in the new economy*. London: Granta Books. S. 39-54.
- Salt, John (2002). *Current trends in international migration in Europa. 2002 Report (CDMG 2002 26)*. o. A., COE – Council of Europe.
- Reis, Michele (2004): Theorizing Diaspora: Perspectives on „Classical“ and „Contemporary“ Diaspora. In: *International Migration*, 42 (2). S. 41-60.

- Samers, Michael (2003): Diaspora unbound: Muslim identity and the erratic regulation of Islam in France. In: *International Journal of Population Geography. Special Issue: Geographies of Diaspora. Issue Edited by Caitríona Ní Laoire*, 9 (4). S. 351-364.
- Santelli, Emmanuelle (1999): Les enfants d'immigrés algériens et leurs pays d'origine. Modes de relations économiques et professionnelles. In: *Revue Européenne des migrations internationales*, 15 (2). S. 141-166.
- Sassen, Saskia (2003a): *Contra geografías de la globalización. Género y ciudadanía en los circuitos transfronterizos*. Madrid: Traficantes de sueños.
- Sassen, Saskia (2003b): Global cities and survival circuits. In: B. Ehrenreich & A. Russell-Hochschild (Hg.): *Global woman. Nannies, Maids and sex workers in the new economy*. London: Granta Books. S. 254-274.
- Schlehe, Judith (2002): Diaspora in Maßen: von der Vielfalt transnationaler Lebensformen. In: A. Moosmüller (Hg.): *Interkulturelle Kommunikation in der Diaspora. Die kulturelle Gestaltung von Lebens- und Arbeitswelt in der Fremde*. Münster: Waxmann. S. 260-275.
- Schiffauer, Werner (1983): *Die Gewalt der Ehre*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Schiffauer, Werner (1991): *Die Migranten aus Subay. Türken in Deutschland: eine Ethnographie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schiffauer, Werner (1997): *Fremde in der Stadt*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Schnapper, Dominique (2001): De l'État-nation au monde trans-national. Du sens et de l'utilité du concept de diaspora. In: *Revue Européenne des Migrations Internationales (REMI)*, 17 (2). S. 9-34.
- Scidà, Giuseppe (2002): Le appartenenze molteplici: il caso dei transmigrati. In: G. Pollini & P. Venturelli-Christensen (Hg.): *Migrazione e appartenenze molteplici. Gli immigrati cinesi, filippini, ghanesi, ex jugoslavi, marocchini, senegalesi e tunesini in Italia*. Milano: Franco Angeli. S. 71-102.
- Shuval, Judith (2000): Diaspora Migration: Definitional Ambiguities and a Theoretical Paradigm. In: *International Migration*, 38 (5). S. 41-56.
- Six-Hohenbalken, Maria Anna (2001): *Migrantenfamilien aus der Türkei in Österreich*. Wien: ÖIF – Österreichisches Institut für Familienforschung.
- Simon, Gildas (1979): *L'Espace des Travailleurs Tunisiens en France (Structures et fonctionnement d'un champ migratoire international)*, Thèse d'Etat de Géographie, Université de Poitiers. Poitiers: G. Simon.
- Sökefeld, Martin & Schwalgin, Susanne (2000): *Institutions and their Agents in Diaspora: A Comparison of Armenians in Athens and Alevis in Germany*. Hamburg: Institute of Social and Cultural Anthropology, University of Hamburg.
- SOPEMI (2001): *Tendances des migrations internationales. SOPEMI-Bericht 2001*. Paris: OECD.
- SOPEMI (2003): *Kurzfassung Internationale Migrationstrends: SOPEMI-Bericht 2003*. Paris: OECD.
- Soysal, Yasemin (1994): *Limits of Citizenship. Migrants and Postnational Membership in Europe*. Chicago: University of Chicago Press.
- Soysal, Yasemin Nuhogaelu (1999): *Citizenship and identity: living in diasporas in post-war Europe?* London (tires.euv-frankfurt-o.de/PDF/soysal_citizenship.pdf). 1.10.2004: London School of Economics and Political Science.
- Süssmuth, Rita (2004): Das veränderte Migrantenbild wahrnehmen. Diasporagemeinden und ihre Verbundenheit mit den Heimatländern. In: *Zeitschrift Entwicklungspolitik*, 16. (http://www.entwicklungspolitik.org/index_29677.htm: 29671.29672.22004).
- Thuno, Mette (1996): Chinese Emigration to Europe: Combining European and Chinese Sources. In: *Revue Européenne des migrations internationales*, 12 (2). S. 275-296.
- Tölölyan, Khachig (2001): Elites and Institutions in the Armenian Transnation. Paper given to the conference on Transnational Migration: Comparative Perspectives. Princeton University, 30 June-1 July 2001. In: *Diaspora*, 5 (1). S. 37.
- Tornos, Andrés (1994): La identidad del inmigrante y su situación familiar. In: *Miscelánea Comillas*, 52. S. 365-379.
- Torres Pérez, Francisco (2004): Les immigrés, les procesus d'insertion ert les réseaux sociaux de Valence. In: *Hommes & Migrations*, 1250 (Juillet/Août 2004). S. 24-37.
- Vertovec, Steven (2001): *Transnational social formations: Towards conceptual cross-fertilization (WPTC-01-16)*. Oxford: Institute of Social and Cultural Anthropology, University of Oxford.

- Wahlbeck, Östen (2002): The concept of diaspora as an analytical tool in the study of refugee communities. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 28 (2). S. 221-238.
- Wihtol de Wenden, Catherine (1999): *Faut-il ouvrir les frontières?* [Paris]: Presses de Sciences Po.
- Wihtol de Wenden, Catherine (2001): *L'Europe des migrations*. Paris: La Documentation Française.
- Wihtol de Wenden, Catherine (2002): Logiques migratoires, figures de migrants. In: S. Chappaz (Hg.): *Les migrations internationales*. Paris: la Documentation Française, Nr. 303 (Mars-avril 2002). S. 3-8.
- Zanfrini, Laura (1998): *Leggere le migrazioni. I risultati della ricerca empirica, le categorie interpretative, i problemi aperti*. Milano: Franco Angeli.
- Zanfrini, Laura (2004): *Soziologia delle migrazioni*. Roma: Laterza.
- Zunzer, Wolfram (2004): *Diaspora Communities and Civil Conflict Transformation*. September. Berlin: Berghof Research Center for Constructive Conflict Management.

Publikationen des Österreichischen Institutes für Familienforschung (ÖIF)

Im Rahmen der Materialiensammlung sind zuletzt erschienen:

- ▶ Christoph Badelt, Helmuth Schattovits (Hrsg.): 5. Interdisziplinäres Symposium Familienforschung, Strobl am Wolfgangsee 1994. Wien 1996. Heft 1. ISBN 3-901668-01-2
- ▶ Gabriele Doblhammer, Wolfgang Lutz, Christiane Pfeiffer: Familien- und Fertilitätssurvey (FFS) 1996. Tabellenband und Zusammenfassung erster Ergebnisse, Österreich (gesamtes Bundesgebiet), Männer und Frauen. Wien 1997. Heft 2. ISBN 3-901668-05-5 (vergriffen)
- ▶ Gabriele Doblhammer, Wolfgang Lutz, Christiane Pfeiffer: Familien- und Fertilitätssurvey (FFS) 1996. Tabellenband und Zusammenfassung erster Ergebnisse, Wien, Frauen und Männer. Wien 1997. Heft 2a. ISBN 3-901668-06-3
- ▶ Gabriele Doblhammer, Wolfgang Lutz, Christiane Pfeiffer: Familien- und Fertilitätssurvey (FFS) 1996. Tabellenband und Zusammenfassung erster Ergebnisse, Salzburg und Oberösterreich, Frauen und Männer. Wien 1997. Heft 2b. ISBN 3-901668-07-1
- ▶ Gabriele Doblhammer, Wolfgang Lutz, Christiane Pfeiffer: Familien- und Fertilitätssurvey (FFS) 1996. Tabellenband und Zusammenfassung erster Ergebnisse, Tirol und Vorarlberg, Frauen und Männer. Wien 1997. Heft 2c. ISBN 3-901668-08-X
- ▶ Gabriele Doblhammer, Wolfgang Lutz, Christiane Pfeiffer: Familien- und Fertilitätssurvey (FFS) 1996. Tabellenband und Zusammenfassung erster Ergebnisse, Burgenland und Niederösterreich, Frauen und Männer. Wien 1997. Heft 2d. ISBN 3-901668-09-8
- ▶ Gabriele Doblhammer, Wolfgang Lutz, Christiane Pfeiffer: Familien- und Fertilitätssurvey (FFS) 1996. Tabellenband und Zusammenfassung erster Ergebnisse, Kärnten und Steiermark, Frauen und Männer. Wien 1997. Heft 2e. ISBN 3-901668-10-1
- ▶ Martina Beham, Günther Denk, Wolfgang Lutz, Vera Nowak, Johannes Pfliegerl: Statistik aus Kinderperspektive. Kinderspezifische Auswertung der Volkszählung 1991. Wien 1997. Heft 3. ISBN 3-901668-11-X
- ▶ Laszlo A. Vaskovics, Helmuth A. Schattovits (Hrsg.): Lebens- und Familienformen – Tatsachen und Normen. 2. Europäischer Fachkongress Familienforschung 12.-14. Juni 1997, Wien. Wien 1998. Heft 4. ISBN 3-901668-15-2 (vergriffen)
- ▶ Reiner Buchegger, Helmuth A. Schattovits (Hrsg.): 6. Interdisziplinäres Symposium "Familienforschung". 20.-22. November 1996 in Strobl am Wolfgangsee – Referate und Statements. Wien 1998. Heft 5. ISBN 3-901668-14-4
- ▶ Martina Beham, Daniela Huter, Vera Nowak: Was machen Kinder, Frauen und Männer mit ihrer Zeit? Familienbezogene Auswertung der Zeitbudgeterhebung 1992. Wien 1998. Heft 6. ISBN 3-901668-16-0
- ▶ Reiner Buchegger, Helmuth Schattovits (Hrsg.): 7. Interdisziplinäres Symposium "Familienforschung". Familie, Schule und Generationen – Strobl 1998. Referate und Statements. Wien 2000. Heft 7. ISBN 3-901668-20-9
- ▶ Johannes Pfliegerl, Paloma Fernández de la Hoz: Die Bedeutung des Wohnens für Migrantenfamilien in Österreich. Wien 2001. Heft 8. ISBN 3-901668-21-7
- ▶ Maria Anna Six-Hohenbalken: Migrantenfamilien aus der Türkei in Österreich. Wohnen, Verortung und Heimat – mit einem Exkurs über die Wohnsituation im Aufnahmeland. Wien 2001. Heft 9. ISBN 3-901668-22-5
- ▶ Christos Bagavos, Claude Martin: Sinkende Geburtenraten, Familienstrukturen und politische Reaktionen. Synthesebericht Jahrestagung Seville, Spain, 15-16 September 2000. Wien 2001. Heft 10. ISBN 3-901668-23-3
- ▶ Rainer Buchegger, Brigitte Cizek (Hrsg.): 8. Interdisziplinäres Symposium "Familienforschung" – Strobl 2000. Fertilität – Informationsgesellschaft. Wien 2000. Heft 11. ISBN 3-901668-21-1
- ▶ Johannes Pfliegerl: Immigration und Familie. Jahrestagung 2002, Helsinki, Finnland, 8. – 10. Juni 2002 – Synthese (Kurzfassung). Wien 2002. Heft 12. ISBN 3-901668-28-4
- ▶ Paloma Fernández de la Hoz: Migrantenfamilien und Integration in den EU Mitgliedstaaten (Zusammenfassung – Deutsch, Englisch). Wien 2002. Heft 13. ISBN: 3-901668-29-2
- ▶ Paloma Fernández de la Hoz: Familles et exclusion sociale dans l'Union européenne. Sujets de débats, voies de convergence, questions pendantes. Wien 2001. Heft 14. ISBN 3-901668-26-8
- ▶ Paloma Fernández de la Hoz: Familien und soziale Ausgrenzung in der Europäischen Union. Kurzfassung in Deutsch, Englisch, Französisch). Wien 2001. ISBN 3-901668-27-6
- ▶ Brigitte Cizek, Irene Kernthaler-Moser (Hrsg.): Prostitution und Pornografie. 2. sexualpädagogische und –beraterische Fortbildung, 10. und 11. Oktober 2001, Wien. Wien 2002. Heft 15. ISBN 3-901668-25-X
- ▶ Lynne Chisholm, Antonio de Lillo, Carmen Leccardi & Rudolf Richter: Family Forms and the Young Generation in Europe. Report on the Annual Seminar 2001, Milan, Italy, 20-22 September 2001 (Report by the European Observatory on the Social Situation, Demography and Family). Wien 2003. Heft 16. ISBN 3-901668-31-4
- ▶ Olaf Kapella, Johannes Pfliegerl: Partnerschaft. Eine Bibliografie deutschsprachiger Literatur 1999 – 2002. Wien 2003. Heft 17. ISBN 3-901668-32-2
- ▶ Johannes Pfliegerl: Immigration und Familie. Jahrestagung 2002, Helsinki, Finnland. 8.-10. Juni 2002 – Synthese. (Deutsch, Englisch) Wien 2004. Heft 18. ISBN 3-901668-34-9
- ▶ Brigitte Cizek, Rudolf Karl Schipfer (Hrsg.) Zwischen Identität und Provokation. Das Spannungsfeld Jugendliche – Erwachsenwerden – Familie. Dokumentation des Symposiums Familie in Wissenschaft und Praxis. 20.-22. November 2002, Strobl am Wolfgangsee. Wien 2004. Heft 19. ISBN 3-901668-35-7
- ▶ Paloma Fernández de la Hoz: Familienleben und Gesundheit – aus der Perspektive der sozialen Inklusion. Wien 2004. Heft 20. ISBN 3-901668-37-3

Weitere Publikationen finden Sie im Internet unter www.oif.ac.at

Migrationsbewegungen sind in der Geschichte Europas nichts Neues. Durch den „Mobilisierungsdruck“ im Zeitalter der Globalisierung ändert sich aber ihr Charakter. Zusätzlich verursachen die neuen Kommunikations- und Transporttechnologien Änderungen in der Erfahrung von Zeit und Raum, Entfernungen werden physisch leicht überbrückbar. Die Menschen bewegen sich heute in einem Spannungsfeld zwischen Kosmopolitismus und Lokalismus. Dies wirft die Frage nach dem Zusammenhang zwischen räumlicher Mobilität und Integration von Menschen auf.